



Berlin, den 18. April 1903.

Niederländische Schule.

Wilhelm der Dritte, König der Niederlande, war am neunzehnten Februar 1887 siebenzig Jahre alt geworden. An dem selben Tage starb in Jngelheim der einzige Dichter, den die Niederlande der Weltliteratur geschenkt haben: Eduard Douwes Dekker, der sich den — leider ein Bischofensohn — Namen Multatuli gegeben hatte, der starke, tapfere, reine Ankläger holländischer, europäischer Kolonialpolitik. Wilhelm der Dritte ist längst vergessen und den Ruhm Deckers mehrt jedes Jahr. Damals aber wurde die Meldung kaum beachtet, der Dichter, dessen Meisterwerk „Rog Havelaar“ einst „einen Schauer durchs Land gehen ließ“, sei aus elendem Leben erlöst, dem seit Jahren nur Morphinum und Arsenik noch ruhige Stunden verschafft hatten. In Gotha wurde sein Leib verbrannt; aus der Heimat kamen ein paar Kränze, zwei Bewunderer eilten aus Middelburg ins Thüringerland und die Zeitungen brachten die üblichen Nekrologe. Das war Alles. Dekker war, als ein bössartiger Profitstörer, von der Großbourgeoisie leidenschaftlich gehaßt; und wer hat Zeit, eines toten Poeten zu denken, wenn ein König durch die Hauptstädte jubiliert? „Dir widme ich mein Buch, Wilhelm der Dritte, König, Großherzog, Fürst, — mehr als Fürst, Großherzog und König: Kaiser des mächtigen Reiches Insulinde, das wie ein Smaragdgiirtel den Aequator umschlingt. Dich frage ich, hohen Vertrauens voll, ob Dein kaiserlicher Wille ist, daß da drüben in Deinem Namen dreißig Millionen Menschen gemartert und ausgefogen werden.“ Diese Sätze stehen auf der letzten Seite des „Havelaar“. Sollte man den König jetzt etwa daran

erinnern, daß er auf die Frage des Vertrauenden nicht geantwortet hatte? Den Verkehr mit Satirikern pflegen die Könige den Beamten zu überlassen, die das Monopol öffentlicher Anklage haben. Wilhelm war nicht beliebt; doch er wankte auf schwachen Füßen ins Greisenalter, wurde in der Presse „der letzte Zweig am jüngeren Aste des Mannesstammes Nassau-Oranien“ genannt; und die Gelegenheit, sich eine Feiertagsfreude zu puzen, ist jeder Menge willkommen. Der Haag hatte, als Residenz, den Vorrang. Dann ging's nach Amsterdam; und die reiche Handelsstadt ließ sich nicht lumpen. Zu das Pflaster der Hauptstraßen wurden, auf beiden Seiten des Fahrdammes, Tannenbäume gepflanzt, Fahnen und Wimpel flatterten über das grüne Festpalier hin und abends spiegelten sich hunderttausend Kerzen in der stillen Fläche der Grachten. Auf dem Dam, vor dem alten Schloß, das Jakob van Kampen auf Pfähle gebaut hat, standen die Haufen, als sei ein Wunder zu schauen, Stunden lang und immer neue Schaaren drängten vom Rembrandtsplein, vom Nieuwendijk und vom Muiderpoort heran und überall grüßte den Wanderer die ehrwürdige Hymne: Oranje boven! Ungefähr geht's bei allen dynastischen Festen so zu. Hier aber gabs ein Besonderes: mitten in allem Lärm hörte man böse Schimpfreden wider den Monarchen, den das Volksfest doch ehren sollte. Ganze Stöße des für diesen Festtag gedruckten Pamphletes „König Gorilla“ wurden verkauft und die sozialdemokratische Zeitung Het Recht voor Allen, die dem alten Herrn den bittersten Spott nicht ersparte, wurde den Ausrufern aus den Händen gerissen. Das monarchische Gefühl schien durch solches Schauspiel nicht gekränkt; am Ende hatten Mynheer und Mevrouw das Treugesühl, als lästiges Gepäck, zu Hause gelassen. Nirgends regte sich auch nur Heuchlergrimm, der sonst immer schnell auf den Markt läuft. In der Rocktasche, unverhüllt in der Hand den Konink Gorilla, auf der Lippe das Oranierlied: warum nicht? Das Fest ist schön; doppelt schön, wenn man mit dem nächsten Gaffer über die späte Vaterschaft und die alkoholischen Neigungen Seiner Majestät derbe Witze austauschen kann. Bis ins schmutzige Judenviertel leuchteten die Feierkerzen, wehten Feten der Königshymne; aber die Spottlust wich nicht aus dem Gewühl. Und ein helles Ohr hörte Multatuli seufzen: Publikum meiner Heimath, ich verachte Dich innig!

Damals blickten revolutionäre Geister hoffend nach Holland hinüber. Lange hatte sich dort nichts gerührt. Erst um das Jahr 1868, später als in Belgien, hatte die Internationale im Niederland Boden erobert und auch dann, nach kurzem Rausch, nur zur Bildung kraftloser Gruppen geführt; im Oranierland brach sie, auf dem haager Kongress, zusammen. Die Sache des

Sozialismus schien verloren. Ein Land mit einträglichem Ackerbau, blühendem Großhandel und wenig entwickelter Industrie, ein von Egoismus und Regionalismus zerklüftetes, von politischer Leidenschaft längst nicht mehr zu gemeinsamer Gluth erhitztes Volk frommer Rechner: da war nicht viel zu erwarten. Die Arbeiterorganisationen vereinten sich zu einem nationalen Bund; unter der breiten Decke aber wirkte das alte Sektengewesen fort. Das war anders geworden, seit der ungewöhnlich begabte Agitator Domela Nieuwenhuis die Massen aufrüttelte und die Gebildeten für seine Person und seines Weges Ziel zu interessieren verstand. Er brachte zunächst nichts Neues, forderte nur, was die Führer des Proletariates überall fordern: allgemeines Stimmrecht, Verkürzung der Arbeitszeit, Schutzgesetze und, als Ziel, Uebergang der Produktion in den Besitz der Gesellschaft. Er hatte Erfolg und war in den achtziger Jahren bei den Nordholländern fast so populär wie Lassalle einst am Rhein. Der endlose Krieg um Atschin, der die Mängel des Heerwesens und die Korruption der Kolonialverwaltung entschleierte, die Seuchen, die auf Sumatra wütheten, konfessioneller Hader, Kämpfe um Wahlrecht und Schule, wachsendes Defizit: solche Verfallszeichen mußten der jungen Bewegung vorwärtshelfen. Die amsterdamer Putsch wurden im Sommer 1886 noch niedergeschlagen; bald aber, hieß es, würde die Partei stark genug sein, um im Staat ihren Willen durchzusetzen. Auch in Deutschland hoffte Mancher auf das kleine Land; glimmt dort ein Funke auf, dann steht Belgien schnell in Flammen, der Gueusengeist steigt aus dem Grab, — und vom Borinage ins französische, von Arnheim ins rheinisch-westfälische Industriegebiet ist der Weg ja nicht weit. Als die Hoffnung trog, schwenkte Nieuwenhuis allmählich nach der Seite des Anarchismus ab; der alte, durch die Namen Marx und Bakunin bezeichnete Gegensatz trennte ihn von den Führern der internationalen Sozialdemokratie, er wurde als Schädling geächtet, ging zu den „unabhängigen Sozialisten“ über, andere Männer traten an die Spitze der holländischen Partei und wir lasen, seit die Macht des eifigen Demagogen Nieuwenhuis gebrochen sei, dürfe das Proletariat im Niederland wieder auf bessere Tage hoffen.

Jetzt hat es eine Niederlage erlebt, von der es sich nicht leicht erholen wird. Eine schlimmere als die belgischen Arbeiter im vorigen Jahr. In Belgien ist, trotzdem noch immer der zehnte Theil der männlichen Bevölkerung in der Landwirthschaft arbeitet, die Sozialdemokratie stark, sie hat in Anseele und Banderwelve erprobte Führer und ist — man braucht nur an den genter Vooruit zu erinnern — in der gewerkschaftlichen Leistung unerreicht. Sie hat vor einem Jahr für den Kampf um das geforderte Wahlrecht

Opfer gebracht, ein Heer von dreihunderttausend Ausländern auf die Beine gestellt, die Bourgeoisie eine Woche lang in bleichem Schrecken gehalten und den intelligentesten Theil der Unternehmer ihren Forderungen gewonnen. Die Kraft war schließlich zu schwach, der Schrecken wich allzu früh dem stolzen Gefühl sicherer Ueberlegenheit und der Generalstreike endete ohne Erfolg. Immerhin konnte Vandervelde rufen: Quelle belle défaite! Daß man in der Noth den König Leopold, den seit Jahrzehnten tausendfach verhöhnten, beschimpften Kongoloburger, als Retter angerufen hatte, war eine Thorheit; doch die große Heerschau ließ dem Proletariate das stärkende Bewußtsein zurück, nicht fern mehr könne der Tag sein, der ihm die Rechtsgleichheit bringen wird, — die politische, formale freilich, mit der, wie ein Blick über die deutsche Grenze lehrt, das Himmelreich auch nicht rasch zu erobern ist. In Holland war der Generalstreike beendet, ehe er noch recht begonnen hatte. Nicht einmal eine wirksame Demonstration wurde möglich. Niemand ließ sich schrecken. Geschlossen standen die bürgerlichen Parteien gegen das Häuflein der Sozialdemokraten. Und die Unternehmer konnten einen Lockout wagen, ohne fürchten zu müssen, von den Klassengenossen wegen solcher Härte getadelt zu werden. Vor zwei Monaten, als die Heizer, Schaffner, Lokomotivführer, Stauer, Hafenarbeiter plötzlich den Ausstand begannen und der ganze Transportverkehr stockte, schlich Angst durch das Land und Jeder war froh, als ein Waffenstillstand vereinbart war, den man Frieden nennen konnte. Inzwischen aber war die Regierung, waren die privaten Unternehmer nicht müßig gewesen; und der starke Arm, auf dessen Wink „alle Räder stillstehen“ sollten, sank schnell kraftlos herab. Die Kammern sollten gezwungen werden, die Ausnahmegesetze gegen Streikvergehen abzulehnen. Sacht, viel zu sacht begann die Bewegung: hier ein kleiner, dort ein größerer Ausstand. Wartet nur, hieß es während dieser Zeit in den sozialdemokratischen Blättern: bald fehlt Euch die Nahrung, das Licht, bald seid Ihr von der Außenwelt völlig abgeschnitten; die im Transportgewerbe zu Land und zu Wasser Bediensteten, Bäcker, Drucker, Maurer, Zimmerleute, die ganze Armee der Gemeindearbeiter versagt Euch die Leistung und Ihr könnt dann sehen, wo Ihr bleibt. Was noch zu verderben war, wurde durch so unkluge Drohungen verdorben. Kleine, nicht unerträgliche Verkehrsstörungen: sonst blieb Alles im gewohnten Gleis. Die Genietruppe war für den Eisenbahndienst gedrillt, die Reservemannschaft, die hinter der leidlich gelöhnten Vorhut des Arbeiterheeres hungert, drängte in die Werkstätten und am zweiten, dritten Striketage meldete ein beträchtlicher Bruchtheil der Ausländern sich schon wieder zum ver-

pönten Strifebrecherwerk. Die Rheber hielten die Situation für so günstig, daß sie eine allgemeine Aussperrung verfügten und selbst die Arbeit einstellten. Die ganze Bourgeoisie schien froh, „proletarischen Uebermuth“ endlich nach Herzenslust dämpfen zu können. Ein großer Aufwand schmähhch ist verthan.

Unfähigkeit der Leiter? Gewiß. Die Aktion konnte kaum schlechter vorbereitet sein. Auch ist der Generalstrike stets ein gefährliches Kampfmittel, vor dem die deutschen Marxisten und in Frankreich besonders Guesde oft genug gewarnt haben. Die Möglichkeit, durch allgemeinen Strike ein Land auszuhungern und der Diktatur des Proletariates zu unterwerfen, ist noch geringer als die andere: durch überragende Stimmzettelhäufen die politische Macht zu erlangen. Eine fest organisirte, straff disziplinirte Arbeiterschaft wird zu diesem Mittel nur in äußerster Noth greifen; erstens, weil sie, die viel zu verlieren hat, sich hütet, Alles auf eine Karte zu setzen; zweitens, weil sie weiß, daß ihre Linientruppen zu schlecht genährt, zu hilflos und sittlich heute noch zu schwach sind, als daß sie lange bei der Fahne zu halten wären, die von ihnen, den Aermsten, schwere Opfer heischt. Doppelt unklug wars, gegen das ganze Parlament, das nach der papiernen Fiktion doch nun einmal das Volk vertritt, ins Feld zu rücken und auf so ungünstigem Gelände dem Kampf den Wesensschein einer zwischen Bourgeoisie und Proletariat auszufechtenden Entscheidungsschlacht zu geben. Daher jetzt das Triumphgeheul, das so gar nicht österlich eben durch die bürgerliche Presse aller Länder und Parteien hallte und den Tauben selbst gelehrt haben mußte, um wie viel stärker als Nationalgefühle der Klasseninstinkt heutzutage ist. Heinrich Heine jubelte noch: Die armen Leute haben gesiegt! Die Erben, die sonst blind auf den Ahnherrn schwören, brüllten in die Osterstille hinein: Die armen Leute sind niedergezwungen! Doch wenn der Mangel an Augenmaß nicht so sichtbar, die Rüstung zum Kampf stärker gewesen wäre: wer die niederländische Volkspsyche kennt, konnte an einen nahen Sieg der proletarischen Sache nicht glauben. DomelaNieuwenhuis taucht wieder auf und sucht die zerfließenden Haufen um sich zu schaaren; er wird eine neue Enttäuschung erleben, auch er. Das Dranierreich taugt nicht zum Experimentirlande der Weltgeschichte. Dort hausen nicht die Menschen Neuniers, dieschweren, finsternen Gestalten mit den feierlich großen Tragoedienzügen, die in langer Auslese gezüchteten Schwarzalben, die aus dumpfen Traum zu jäher Wuth erwachen und lachend sterben, weil das lustlose, lichtlose Leben sie werthlos dünkt. Der Holländer ist emsig, hält das Seine zusammen, denkt aber fast immer auch nur an sich und sein Eigenthum und läßt sich, wenn ers irgend vermeiden kann, nicht für eine Sache schlachten.

Ein Bauerntypus; zäh, schlau, mit scharfem Blick für das im Engen und Engsten Nöthige und Nützliche, mißtrauisch, mit Vorurtheilen jeglicher Art vollgestopft, bäuerisch kühl, bäuerisch derb. Er liebt sein Behagen, einen fetten Spaf, einen strammen Genever und ist bereit, vor jeder Uebermacht sich in Ergebenheit zu ducken. Er weiß: in dem „Raubstaat an der See, zwischen Ostfriesland und Schelde“ erblüht ihm noch lange kein Eden. Wozu also erst wider den Stachel lösen? Der Bauer — sogar der Bur, der vor Zorn roth wird, wenn man ihn einen Holländer heißt — findet sich mit allen herrschenden Gewalten ab, die er, nach nüchterner Wägung der Kräfte, nicht entthronen zu können glaubt. Zu leidenschaftlicher Nothwehr treibt ihn nur äußerstes Elend; und der holländische Transportarbeiter ist kein Pauper. Deshalb war die Zahl der Ueberläufer gleich nach den ersten Tagen so groß. Man hatte ein Bißchen Revolution zu spielen versucht und lehrte, da man bei dem Spiel verhungert wäre, in die alte Ordnung zurück. Goethes Schneider und Krämer zetern, so lange es ungefährlich ist, um ihre Freiheiten, ihre Privilegien und ziehen, sammt Bansen, dem Winkelagitator, vor Albas schäbigstem Soldner tief dann die Mähe; als Kläre sie zur Wehr ruft, verhallt ihr Schrei ins Leere; und für Egmont, den verhätschelten Liebling des Volkes, rührt sich kein Arm. Gestern: Oranje boven! Heute: Dem neuen Statthalter Reverenz! Und läßt sich dem Nützlichen gar das Angenehme verbinden, kann man dem Oranier ein lustiges Fest bereiten und über ihn dabei grobe Witze reißen, dann bleibt kaum noch Etwas zu wünschen. „Znnig verachte ich Dich, Du mein Publikum!“ So durfte verzweifelnd ein Dichter sprechen, der sein Volk reich beschenkt hatte. Wir müssen gerechter sein und gestehen, daß nach und nach alle Scheinkulturvölker in die niederländische Schule gegangen sind.

Einen moralischen Erfolg wird mans nennen. Die Strikgesetze seien zwar durchgepeitscht und von der Königin schnell vollzogen worden, die Erinnerung an die Schreckenszeit aber werde wohlthätig nachwirken. Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Keine Energie geht spurlos verloren: gewiß. Nur muß das Werkzeug, das sie wählt, ihrem Vermögen angepaßt sein. Wer wird heute noch die alte Wurfschaufel benutzen, die Holländerin, die früher zur Entwässerung von Baugruben verwendet wurde? Wohl wirft sie das Wasser hinaus; doch dem Kraftaufwand entspricht nicht die Leistung. Wenn der Versuch gelänge, durch einen Massenausstand dem Staate den Diktatorwillen des Proletariates aufzuzwingen, sähe die Welt die wirksamste Revolution. Mit verschränkten Armen wäre sie: ohne Leidenschaft nie zu machen; und Leidenschaft wird in der niederländischen Schule nicht gelehrt.



Der Prozeß Rothe.

Die erste Strafkammer des Berliner Landgerichtes II hat das berühmte Blumenmedium Anna Rothe wegen versuchten und vollendeten Betruges in zahlreichen Fällen zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilt und das Urtheil in's öffentliche Gewissen geworfen. Auch vor dem Zuhörer mit lautem Beifalle belohnte Voraussage des einen Vertheidigers der Rothe, daß die Prozeßverhandlung eine gewaltige Reklame für den Spiritismus machen werde, scheint sich vorläufig nicht zu erfüllen. Denn selbst in den düsteren Köpfen eingeseuchter Spiritisten will für ein Weilchen die Ahnung aufdämmern, daß man sich Jahre lang von einer pathologischen Schwindlerin durch plumpe Taschenspielerkunststücke hat nasführen lassen; und nur der nicht zu enttäuschende Dr. Egbert Müller, der ja auch den weit amüsanteren resauer Spuk bis ans Ende ernst genommen hat, kann noch immer nicht glauben, daß das Blumenmedium geschwindelt habe, und läßt öffentlich erklären: „er sei sich nicht des allergeringsten Anlasses bewußt, um solch ein Urtheil über die Moralität der Frau äußern zu dürfen.“ Ich will von dem grotesken Unsinn, den man im moabiter Schwurgerichtssaal eine volle Woche lang in ödem Einerlei zu hören bekam, nicht nochmals ausführlich reden. Wenn Jemand solches Zeug glaubt, so kann man mit ihm nicht darüber diskutieren; und glaubt er nicht daran, so braucht man es nicht. Man könnte die Anhänger der Rothe, die sich an den dürren Gemeinplätzen ihrer Trancesreden erbauen und in dem Glauben an ein durch ihre kindischen Apporte offenbartes Geisterreich religiösen Trost finden, wohl um ihre Genügsamkeit beneiden; denn auch diese geistig Armen sind auf ihre Fassung selig; ich selbst würde freilich gern auf eine Unsterblichkeit verzichten, die ich mit Geistern vom Schlage des Mediums theilen müßte.

Eine Lehre ist es wohl vor allen, die dieser Prozeß mit eindringlicher Zunge predigt; und wer es bisher nicht gewußt hat, mag nun aus ihm lernen, wie verzweifelt dünn auch noch in unseren vielgepriesenen Tagen die Kulturdecke ist, die den uralten Sumpf moralischer und intellektueller Barbarei verhält. Unter dieser dünnen Decke lauern noch heute, wie vor tausend Jahren, die bösen Geister des Hasses, der Grausamkeit, des Aberglaubens, der Dummheit, bereit, in jedem Augenblick ihre schwachen Fesseln zu brechen.

Bleiben wir bei dem Aberglauben und der Dummheit.

Wer mit Schauder an den aktiven Verfolgungswahnsinn zurückdenkt den der neustettiner Synagogenbrand und fünfzehn Jahre später die Ermordung des Gymnasialten Winter selbst in Schichten der Bevölkerung entfesselte, die sich selber mit Stolz zu den gebildeten zählen, wird die Gräueltaten der Hexenverfolgungen nicht mehr für eine Volksseuche halten, die für uns nur noch

eine unheimliche Sage der Vorzeit und deren Wiederkehr in unserem goldenen Zeitalter der Aufklärung und der Duldsamkeit nicht mehr zu fürchten sei. Wäre nur die böse Polizei nicht gewesen, so würde man in Neustettin und in Königsberg die Juden eben so kurzer Hand todtgeschlagen haben, wie man es in der guten alten Zeit, etwa ums Jahr 1350, mit den Brunnenvergiftern zu halten pflegte. Milder tragisch, aber darum nicht weniger ernst sind die drei Musterbeispiele, die erst in den jüngsten zwei bis drei Monaten die Praxis der berliner Strafkammern für den alten Satz geliefert hat, daß es auch in unseren Tagen, wie in den dunkelsten Epochen der Kulturgeschichte, nichts Dummes und Abgeschmacktes giebt, woran die Menschen nicht zu glauben, wofür sie sich nicht zu begeistern vermöchten: der Fall Brand (die Millionen-erbschaft), der Fall Nardenböter (Kupfschere) und endlich — damit das Maß voll werde — der Schwindel des Blumenmediums. Ist es nicht, als ob die Ironie der Geschichte diese Stufenfolge von Beispielen in einen so engen Zeitraum zusammengebrängt habe, um auch dem selbstzufriedensten Lobredner der Gegenwart einmal so recht ad oculos zu demonstrieren, wie herrlich weit wir es mit all unserer gepriesenen Volksbildung gebracht haben? Und wie mag man sich draußen über uns gescheite Deutsche lustig gemacht haben!

Das aber sind Fragen, die mehr den Kulturhistoriker, den Völkerpsychologen und den Naturforscher angehen; und Bohn, Dessoir und Moll — um nur diese Drei zu nennen — haben viel Bortreffliches darüber geschrieben. Dagegen ist von Dem, was der Prozeß Rothe den Juristen für die besonderen Zwecke seines Faches lehren konnte, noch kaum die Rede gewesen; und doch hat auch der Jurist aus dieser sonst so öden Verhandlung mancherlei Nützliches lernen können. Vor Allem, welchen geringen Werth unter gewissen Voraussetzungen die vermeintlichen Sinneswahrnehmungen von Augen- und Ohrenzeugen und ihre beschworenen gerichtlichen Aussagen besitzen. Dupende von Zeugen jeden Alters, Geschlechtes und Bildungsgrades, gegen deren lautere Wahrheitliebe nicht der Schatten eines Verdachtes besteht, kurz, eine ganze Schaar von durchaus klassischen Zeugen im landläufigen Sinn behauptet und beschwört, Dinge gesehen und gehört zu haben, die nicht geschehen sind, die unmöglich jemals geschehen können. Nichts beweist schlagender, welche verhängnißvolle Macht die Einbildungskraft schon im Augenblick der Wahrnehmung selbst ausübt, wenn der Wahrnehmende unter dem Bann einer vorgefaßten Meinung steht, und daß kein Hinweis auf die Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides einen solchen Zeugen aus dem Bann der größten Sinnestäuschung zu befreien vermag. Aber nicht nur der spiritistische Wahn: jegliche Art von vorgefaßter Meinung kann die Sinne in solche Bänden schlagen. Im neustettiner Synagozenprozeß erlebten wir, daß ein Lehrer unter seinem Eid mit vollster Bestimmtheit behauptete, vom

Fenster seines Schulzimmers aus gewisse Vorgänge an einem bestimmten Fenster der Synagoge mit leiblichen Augen wahrgenommen zu haben, und er blieb steif und fest dabei, obwohl haarscharf bewiesen wurde, daß es optisch unmöglich sei, durch jenes Schulfenster das Synagogfenster zu erblicken. Auch der hartnäckigste Vertheidiger des Zeugnisses müßte aus dem Prozeß Rothe gelernt haben, wie trügerisch die Sicherheit ist, die dieses für die gerichtliche Wahrheitforschung angeblich so werthvolle Werkzeug bietet. Nicht die formale Bekräftigung durch den Eid, sondern die eindringende psychologische Würdigung der Aussage ist es, worauf es immer und überall ankommt. Freilich ist es für den Richter weitaus bequemer, sich solche Prüfung zu ersparen, und dabei leistet dann die Formel: „Der Zeuge hat es einmal geschworen; über den Eid komme ich doch nicht hinweg“ überaus treffliche Dienste.

Aber noch eine weitere Frage mußte sich dem Juristen, der den Prozeß aufmerksam verfolgte, unwillkürlich immer wieder aufdrängen, die so nahe-liegende Frage: Mußte es denn sein? Konnte man uns nichts von diesem Abergwitz ersparen; nicht den von der naiven Sorte, den groben Spatzglauben, der in Gedanken stehen gebliebene Regenschirme durch geschlossene Fenster ins Zimmer spaziren sieht; nicht den noch weit widrigeren philosophirenden Abergwitz, der den Spatz in ein System bringt, der in dem im Unterrocke des Mediums versteckten Früchten und Blumen nicht die Werkzeuge einer plumphen Taschenspielerlei, sondern Ausscheidungen erblickt, die das günstigste Medium unwillkürlich von sich gegeben habe, wie ein gehetztes Thier in der Todesangst sein Wasser lasse, und der angesichts der nicht wegzuleugnenden Thatsache, daß die Schwindlerin die angeblich aus dem Jenseits apportirte „thaurfrische“ Wasserrose kurz zuvor in einem schändlichen diesseitigen Blumenladen mit irdischem Gelde gekauft hatte, von einem Astralleibe des Mediums und von Dematerialisirung und Rematerialisirung der Blume faselt? Ich weiß, daß ich nicht der Einzige bin, der die ernsthafteste Erörterung dieser Pöffen als eine Art von Herabwürdigung der Rechtspflege empfunden und sich ihrer als Jurist fast ein Wenig geschämt hat.

Ob solche Erörterungen dem Spiritismus Reklame machen, der von nun an mit einem Ruhmeskranz von Dugenden beschworener Zeugenaussagen prunken kann und sicherlich wird, sobald er sich von dem ersten Schreck über die Verurtheilung der Rothe erholt hat: danach freilich hatte das Gericht nicht zu fragen, wenn sich die Schuld oder Unschuld der Rothe nur auf diesem unerquicklichen Wege feststellen ließ. War sie wirklich nur so festzustellen? Das ist es, was ich bestreite.

Das Gericht hätte sich, nach meiner Ueberzeugung, von Anfang an sehr entschieden auf den Standpunkt stellen dürfen und sollen: spiritistische Apporte aus dem Jenseits giebt es nicht; daß es solche gebe, kann, da es

nach den allgemein gültigen, für das Gericht allein maßgebenden Grundätzen menschlicher Erfahrung unmöglich ist, auch nicht durch Zeugen bewiesen werden.

Daß gewisse einfältige Personen an die transszendentale Natur der ihnen von der Rothe vorgemachten Kunststüchchen geglaubt haben, ist ganz gleichgiltig; die Person, die sie ihnen vormachte, hat nicht daran geglaubt und darauf allein kommt es an.

Beweiserhebungen sind doch nur statthaft über Dinge, die selbst möglich sind; Behauptungen aber, die den Gesetzen der Erfahrungswelt, in der wir leben, grundsätzlich Hohn sprechen, darf man auch nicht der Ehre einer gerichtlichen Beweisaufnahme würdigen; denn schon dadurch giebt man ihre Möglichkeit im Prinzip zu, schon dadurch paktirt man mit ihnen. Und daß die Strafkammer Dies gethan, daß sie überhaupt eine Diskussion — und gar eine umfangreiche Beweisaufnahme — über die Echtheit spiritistischer Manifestationen zugelassen hat, scheint mir im Prinzip nicht minder bedauerlich als das ausdrückliche *sacrificio dell'inteletto*, womit sich der Staatsanwalt jeglichen eigenen Urtheils in Sachen des Spiritismus begab.

Das Gericht hat gewiß in bester Absicht gehandelt, als es der Angeklagten den weitesten Spielraum für ihre Bertheidigung gönnte und sich gefallen ließ, daß ihre Anhänger vor dem Richterisch ihren wüsten und weit-schweifigen Unsinn austrantem. Wer aber in dem Treiben der Spiritisten einen Hohn auf die menschliche Vernunft erblickt, wünschte doch, daß wenigstens das Gericht in scharfer und durchgreifender Weise zu der Haupt- und Grundfrage des Spiritismus Stellung genommen hätte.

Aber wenn man mit der technisch-juristischen Gestaltung der Verhandlung nicht voll einverstanden sein konnte: ist dann wenigstens ihr Ergebniß — die Verurtheilung der Rothe — rechtlich unanfechtbar? Leider will mir auch Dies nicht so scheinen.

Merkwürdig. War die Rothe in der That eine Schwindlerin, die die religiösen Bedürfnisse ihrer bethörten Anhänger gewerbmäßig durch ein freches Gaukelspiel ausbeutete und deren Leben nicht — wie sie selbst mit widerlicher Heuchelei erklärte — ein Gebet, sondern ein fortgesetztes frivoles Spielen mit dem Heiligsten war: welche Strafe wäre für sie dann zu streng gewesen? Und die öffentliche Meinung mußte, so sollte man glauben, eine solche Strafe gebieterisch fordern. Aber das gerade Gegentheil traf zu. Ich habe mich während der Verhandlung oft mit verständigen Leuten aus dem Volk, die über jeglichen Verdacht des Spiritismus erhaben sind, über den Prozeß unterhalten und bin nirgends einer starken sittlichen Entrüstung, sondern überall einer kühlen, fast ironischen Stimmung begegnet; man spottete der Betrogenen, ohne die Betrügerin allzu hart zu verdammen; und fast durchweg hörte ich äußern, daß die Rothe eigentlich nicht verurtheilt werden

könne; ihre Anhänger hätten doch nichts Besseres verdient, als beschwindelt zu werden. Daß diese Grundstimmung während und nach der Verhandlung in dem nicht spiritistischen Theil des Publikums vorgeherrscht hat, glaube ich, verbürgen zu können. In der Presse dagegen hat sie, so viel ich weiß, nur an einer Stelle, dort aber einen eben so prägnanten wie beredten Ausdruck gefunden: in der singirten Vertheidigungsrede des Herausgebers der „Zukunft“. Diese Rede trifft den Nagel auf den Kopf; sie hätte, wäre sie im Gerichtssaal gehalten worden, auch auf die Strafkammer den stärksten Eindruck gemacht.

Auch die berliner Strafkammer, die vor einigen Jahren die Strafe von zwei Jahren Gefängniß, welche das Schöffengericht wegen ähnlicher Schwindelschreien über das damals berühmte Medium Saleska Töpfer verhängt hatte, auf sechs Wochen herabsetzte, hat sich dabei wohl von dem richtigen juristischen Instinkt leiten lassen, daß es sich in einem Fall wie diesem im Grunde mehr um einen Groben Unfug als um einen eigentlichen Betrug im technisch juristischen Sinn handle.

Der Vorsitzende der Strafkammer, die das Blumenmedium wegen Betruges verurtheilte, hat nach den Zeitungsberichten in der Urtheilsbegründung verkündet: „Der Gerichtshof halte Diejenigen, die zu der Angeklagten gegangen seien, um Vorführungen aus der Geisterwelt zu sehen, und dafür Taschenspielerkunststücke erhalten hätten, in ihrem Vermögen für beschädigt; sie hätten nicht Das erhalten, was sie vertraglich zu beanspruchen gehabt hätten.“ Wie denn? Die Leute hatten also einen vertraglichen Anspruch auf Vorführungen aus der Geisterwelt? Man sieht sofort heraus, daß es mit dieser Begründung unmöglich seine Richtigkeit haben kann. Auf „Vorführungen aus der Geisterwelt“ hat in der Welt und in der Rechtsordnung, in der wir leben, Niemand einen vertraglichen Anspruch. Ist es aber richtig, wovon doch die Strafkammer offenbar ausgeht, daß Derjenige, der eine Leistung — in unserem Fall das Eintrittsgeld — hingiebt, um dafür eine Gegenleistung — hier eine Vorführung aus der Geisterwelt — einzutauschen, durch das Nichtgewähren der Gegenleistung eine Vermögensbeschädigung im Sinn des § 263 St. G. B. nur dann erleidet, wenn der Anspruch auf die Gegenleistung von der Rechtsordnung anerkannt und geschützt wird, so liegt die Schlußfolgerung auf der Hand: die Rothe hat ihre Opfer zwar beschwindelt, aber nicht im Rechtsinn betrogen.

Daß der soeben aufgestellte Satz mindestens zur Zeit geltendes und anerkanntes Recht ist, scheint mir unzweifelhaft. Es genügt, hierfür auf das Urtheil des dritten Straffenats des Reichsgerichts vom siebenundzwanzigsten April 1889 (Entscheidungen Bd. 19 S. 186 fgg.) zu verweisen; ein Urtheil, dessen haarscharfe Begründung in jedem Worte den Stempel von Mittelstaedts unerbittlicher Logik trägt. Darin heißt es wörtlich: „Der Thatbestand des

Betruges im Sinne des § 263 St. G. B. setzt, wie die Begriffsmerkmale des auf ‚rechtswidrigem Vermögensvortheil‘ gerichteten Vorsatzes und der ‚Vermögensbeschädigung‘, einen Eingriff in das rechtlich geschützte Eigenthum Anderer voraus. Außerhalb des Kreises der geschützten Rechtsgüter versagt auch die strafrechtliche, betrügerisches Handeln verbietende Norm: jede Beschädigung oder Entziehung von Vermögenswerthen, an welchen dem Benachtheiligten ein Recht nicht zusteht, ist schlechthin ungeeignet, den Thatbestand des Betruges zu erfüllen. Daß eine öffentliche Dirne, die um den verabredeten Betrag des Hurenlohnes geprellt wird, nicht als strafrechtlich betrogen gilt, darüber hat in Theorie und Praxis des Strafrechtes auch bisher Meinungsverschiedenheit nicht obgewaltet. Nicht anders kann aber die in der Theorie allerdings bestrittene Frage entschieden werden, wenn der Getäuschte durch Vorspiegelung einer sittlich unmöglichen Gegenleistung zu einer eine Winderung seines an sich rechtlich geschützten Vermögens einschließenden Aufwendung bestimmt worden ist. Denn auch hier ist davon auszugehen, daß eine derartige Benachtheiligung nicht in der fraglichen Aufwendung an sich, sondern lediglich in der Nichtgewährung des versprochenen Aequivalentes ihren Grund hat und daß man daher auch in solchem Fall, wollte man das Ausbleiben dieses Aequivalentes als ‚Vermögensbeschädigung‘ qualifiziren, unterstellen müßte, der Getäuschte hätte einen Rechtsanspruch auf die fragliche rechtswidrige Gegenleistung gehabt, was sich selbst widerspricht. Der auf Erlangung einer rechtlich unmöglichen Leistung gerichtete Wille kann als ein rechtlicher und rechtlich verletzbarer so wenig strafrechtlich wie civilrechtlich anerkannt werden.“

Das Reichsgericht hat den Standpunkt, den sein dritter Senat in diesem Urtheil mit so grundsätzlicher Entschiedenheit einnimmt, meines Wissens bisher konsequent festgehalten; das erwähnte Urtheil des dritten Senats ist inzwischen wiederholt von anderen Senaten mit uneingeschränkter Zustimmung citirt worden. Auch der von dem Oberreichsanwalt Oskhausen verfaßte, die strafrechtliche Praxis der Gegenwart beherrschende ausgezeichnete Kommentar zum Strafgesetzbuch führt diese Entscheidung ohne jeglichen Widerspruch an; und von Liszt lehrt, ganz im Sinn des dritten Senats, kurz und bündig: „Wird der ‚Anspruch‘, in welchem der Getäuschte beschädigt worden, vom Recht nicht anerkannt, so ist Betrug ausgeschlossen.“

„Außerhalb des Kreises der geschützten Rechtsgüter versagt auch die strafrechtliche, betrügerisches Handeln verbietende Norm.“

Das ist, dünkt mich, klar genug. Und so lange Niemand behaupten wird, daß der Anspruch auf „Vorfürhungen aus dem Geisterreich“ innerhalb des Kreises der geschützten Rechtsgüter liege, wird man danach behaupten müssen, daß die Rothe zu Unrecht verurtheilt worden ist.

Und Das ist der Humor davon!

Justizrath Dr. Erich Sello.

Goethe als Philosoph.

Der fünfzehnte Band von „Frommanns Klassikern der Philosophie“ ist Goethe als Denker gewidmet. Er zählt nur zweihundertvierundvierzig Seiten Großoktav und behandelt in nur vierzig Paragraphen das Thema sachlich und sachlich nach allen Regeln darstellender und interpretativer Gelehrtenart. Der Verfasser, Herman Siebek, ist Professor der Philosophie in Gießen und hat sich als Historiker seiner Wissenschaft bewährt. Und dennoch . . . Goethe als Philosoph und reiner Denker, gelöst von seiner poetischen Heimathskolle, in Reihe und Glied mit den Meistern vom Fach, mit Begriffszergliederern und Begriffsbauern, mit Kritikern, Skeptikern, Logikern, Historikern, Dialektikern, Systematikern, Analytikern, Ektetikern, Synthetikern, kurz: mit Philosophen, mit Mosaikmenschen, mit Antipoden von Natur und Wirklichkeit, wie sie unzertrennt und unzertrennt uns zum Genuß, zur Freude, zum Leide da ist: ich begreife, daß und warum Dir bang wird, lieber Leser. Denn Du glaubst noch an Goethes Ganzheit und Einheit, im Gegensatz zu allem Stückwerk neuerer und neuester Literaturen. An seine Größe als Lebensgestalter, im Gegensatz zu schließlich doch unzulänglichen Lebenskommentieren. An die durch nichts erfahrbaren, durch Ausleger- und Umdeuterkünste höchstens um ihre keusche Anschaulichkeit und wärmende Innerlichkeit gebrachten Weisheitsprüche, die wie Wegweiser an allen Krümmungen der Lebenswege stehen, mit untrüglich sicherem Instinkt das Erforschliche vom metaphysischen Dunkel- und Dämmerreich abgrenzen und im Forschen, im Denken selbst das Gefühl der Einheit mit seinem Daseinsgrund erhöhen. Was will man mehr? Wir fürchten uns vor dem Mehr; vor der Wohlthat, den schönen Schein dieser „ideierten“ Welt durch Analyse und die Probe auf ihre philosophische Angemessenheit zu zerlösen. Wer Goethes morphologische Studien (die Metamorphose der Pflanzen, die Osteologie, aber auch die Farbenlehre und „Naturwissenschaftliches“) beschaulich durchwandert, verliert fast das Gefühl, „ewig an Problemen zu tasten“. Nicht, weil sie gelöst sind, — o nein; sondern, weil die Bildkraft ihrer Wortfassung, die Plastik ihrer Formulierung sie als gelöst erscheinen lassen. Um diese Wirkung zu erklären, sagt man (Helmholz, Virchow): Auch als Forscher und Denker blieb Goethe Dichter. Weniger banal sagt er selbst (1830): Wo der Mensch im Leben hergekommen, die Seite, von der er in ein Fach hineingekommen ist, hinterläßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewisse Richtung seines Ganges für die Folge. Auch als Forscher ersetzt er Anschauungen durch Anschauungen; auch als Denker sucht er Qualität durch Qualität zu erklären. Mit fast abergläubiger Beflissenheit meidet er das Transzendieren und Ablösen von einem Gegenstand, „den man hinter sich

zu lassen glaubt“. Von der sinnlichen Oberfläche der Dinge läßt er nicht los. Seine Allgemeinvorstellungen sollen nicht ärmer, sondern wollen reicher sein als die Einzeldinge, die sie unter sich begreifen. Das gesetzmäßige Verhalten von Millionen Fällen soll an einem einzelnen Fall, dem Typus, dem Urphänomen, verdeutlicht, veranschaulicht, es soll sinnlich erlebt werden. Goethe will ewig gültige Anschauungen für Zustände und Begebenheiten, also Urphänomene. Darum hat ihm das Zeitverhältniß der Phänomene und ihrer Elemente, ihre kausale Ordnung in der Zeit, metaphysisch nicht die geringste Bedeutung; Bilder, Gestalten, Symbole, Gleichnisse sind zeitlos, ewig: also auch die Urphänomene. Man denkt an die Ideen, die Platons Himmel bevölkern. Das Ideal seiner Wissenschaft gleicht so einem Skulpturensaal: Wissenschaft wird Kunst. Die würdigste Auslegerin der Natur, lesen wir in den „Sprüchen“, ist die Kunst. Die gewöhnliche Wissenschaft verfährt ganz anders. Was am Einzelfall unerklärlich bleibt, scheidet als zufällig aus der Betrachtung aus; es ist an sich nicht werthlos, sondern wird es, weil es in diesem Sinn zufällig ist. Und was am Einzelfall erklärlich ist, ist nicht sein Besonderes, sondern ein an sich Gleichgiltiges, das er mit unzähligen wirklichen oder möglichen Fällen gemein hat und darum einer Regel subsumirt werden kann. Das Individuelle interessiert nur in einer Wissenschaft, die keine ist: der Geschichte. Um ihre Gleichgiltigkeit gegen die Individualität des besonderen Falles kundzugeben, bringt die eigentliche, nämlich gesetzgebende Wissenschaft (im Gegensatz zur beschreibenden) sein Verhalten auf einen zahlenmäßigen Ausdruck. Und ferner hat diese gesetzgebende Wissenschaft nur die eine Aufgabe, für die Veränderung der Einzeldinge (der Modi) in der Zeit die Regel zu finden. Die Kausalität, die sie sucht, hat nur Sinn in Beziehung auf die Zeit; wird diese aus dem obersten Ordnungsbegriff ausgeschaltet, so gehen Ursache und Wirkung in Grund und Folge über; statt Succession haben wir Simultaneität, statt Veränderung und Entwicklung den Stillstand und die Ewigkeit bleibender Verhältnisse. Auf diese ging Spinoza, vor dessen zeitloser geometrischer Anschauung der Wechsel der Modi, ihre Individualität, ihre Dynamik, ihr fortwährendes Anderswerden (oder Entwicklung) keine Wichtigkeit mehr hatte. In seinen metaphysischen Gedanken berührt sich Goethe mit ihm, dessen grenzenlose Un-eigennützigkeit er pries und dem er, nach dem Bekenntniß in „Shakespeare und sein Ende“, neben dem Briten und Linnäus geistig sich am Meisten verpflichtet fühlte. Zwischen der wissenschaftlichen Methodik und der metaphysischen Anschauungsweise scheint ein Drittes nicht möglich. Scheint. Thatsächlich aber sucht Goethe das Mittelglied zwischen physischer und metaphysischer Erkenntniß und findet es in der Idee, im Urphänomen; er bringt, „erst unbewußt und aus innerem Trieb“, auf dieses Urbildliche, Typische und ist

froh, für dieses Abenteuer der Vernunft in dem Alten vom Königsberge einen Helfer zu haben, der bald das Erkenntnißvermögen eng einzuschränken bemüht scheint, bald über die Grenzen, die er selbst gezogen hat, mit einem Seitenwink hinausdeutet. Und obgleich Goethe dieses Verfahren des „köstlichen“ Mannes schalkhaft ironisch dünkt, notirt er die folgende Stelle doch als höchst bedeutsam: „Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht, wie der unsere, diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen, als eines solchen, zum Besonderen geht, Das ist: von dem Ganzen zu den Theilen. Hierbei ist gar nicht nöthig, zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unseres diskursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeiten einer solchen Beschaffenheit auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte“. Manchmal giebt nun Goethe zu, daß die Idee in der Erfahrung nicht darzustellen, ja, kaum nachzuweisen sei (1801; Morphologie); daß zwischen Idee und Erfahrung eine Kluft ist, die synthetische Allgemeinheit also ein Gedankending sei (nooumenon). Aber seiner ganzen Anlage nach kann er nicht resigniren, ist er ewig bestrebt, die Idee als Phänomen (Urphänomen; Typus) darzustellen und den „Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden.“ Geht man diesem Bestreben nach, so zeigt sich, daß er aus der Physik in die Metaphysik, aus der Metaphysik aber zurück an seinen natürlichen Ausgangspunkt, die Kunst, geräth. Ich stelle, um die Wechselbeziehung von „Charakter und That“, um das nothwendige Zueinandergreifen der Glieder dieser Kette zu beleuchten, unzweideutige Belegstellen neben und nach einander.

Der Empiriker, sagt Goethe, ist blind gegen die Idee. (Erinnert an Kants: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“) Das kennen und erkennen zu wollen, was man nicht mit Augen sieht, erklärt er für eine Annäherung. Er (Goethe) aber habe, seine Anlagen und Verhältnisse zu Rathe ziehend, sich gar früh schon angemacht, die Natur in ihren einfachsten, geheimsten Ursprüngen, in ihren offenbarsten, am Höchsten auffallenden Schöpfungen zu betrachten (in: Ueber Mathematik und deren Mißbrauch). Denn in ihr geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen steht, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt seien; es ist nur die Frage: Wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten? (Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.) Den Arbeiten des Zoologen d'Alton wird, in der Morphologie, nachgerühmt, daß der Entwicklungsgedanke nicht in der

Form einer abgeforderten Bemerkung auftritt; „das Dargestellte fließt vielmehr aus der Idee und giebt uns Erfahrungsbelege zu Dem, was wir mit dem höchsten Begriff zu erfassen getrauen.“ Wer von der Idee ausgeht, weiß „einen Hauptbegriff zu fassen, dem sich die Erfahrung nach und nach unterordnet“. In tausend Varianten wird empfohlen, „von dem Ganzen zum Einzelnen, vom Totaleindruck zur Behandlung der Theile“ fortzuschreiten. Die empirische Allgemeinheit, die sich durch geduldige Induktionen erreichen läßt, lockt ihn nicht: nie erschließt sie die Idee, nie führt sie an das Innerste der Natur, der sich sein naiver Geist — wenn nicht kongruent, so doch — analog fählt. In dem denkwürdigen Streit um den Begriff der zoologischen Art zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint Hilaire sind daher seine Sympathien vorherbestimmt: „Jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgesetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; Dieser hegt das Ganze im inneren Sinn und lebt in der Ueberzeugung fort, das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden.“ In den „Sprüchen“ lesen wir das viel citirte: „Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung“. Der Begriff — im Sinn der formalen Logik; nicht Goethes höchster oder Hauptbegriff, was mit Idee identisch ist — registriert die Gegenstände der zunächst amorphen Erfahrung; er ordnet sie nach äußerlichen Merkmalen; er stellt durch Zählen und Messen quantitative Beziehungen her; aber die innere Nöthigung zu ihren Wechselbeziehungen, ferner das mir als Sinnenwesen Wichtigste: ihr sinnlich-anschauliches Verhalten, bleibt durch die Verstandeserkenntniß unberührt. Nach Kants rationalistischer überspanntem Begriff der Wissenschaft (in der Vernunftkritik) reicht diese so weit, wie sie mathematischer Behandlung zugänglich ist; diese aber preßt die ganze anschauliche Welt in Zahlengleichungen, die von dem Qualitativen als solchem Abstand nehmen. „Trennen und Zählen“ lag aber nicht in einer Natur, die besonders die Geheimnisse des Organischen zu enträthseln drängte. An die organische Welt reicht nun thatsächlich die mechanische Methode nicht heran; die Begriffe der organischen Funktion und der Gestalt, also die eigentlichen Lebenserscheinungen und die Physik der Morphologie, liegen jenseits der mathematischen Behandlung; Wachstum, Fortpflanzung, Differenzirung des ursprünglich Identischen — bei Goethe: Spezifizirung — entschlüpfen ihren Maschen. Darum klagt er, man habe keinen Begriff mehr davon, daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existire. Diese Klage durfte unberechtigt gescholten werden, so lange sie sich einzig gegen Newtons Farbentheorie zu wenden schien; ihren Sinn lernt man jetzt erst begreifen, nachdem physiologische Physik und physiologische Psychologie über die Enge der rein physikalischen Fragestellung und die Augen geöffnet haben (Fechner, Wundt, Mach). In Goethes naturwissenschaftlichen Schriften hört man den großen Mann fortwährend darüber stöhnen; und nicht nur in ihnen:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herren!
 Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;
 Was Ihr nicht faßt, Das fehlt Euch ganz und gar;
 Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
 Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
 Was Ihr nicht münzt, Das, meint Ihr, gelte nicht.

Den Mathematikern, diesen „Universalmonarchen“, hält er den Satz entgegen: Nicht der Zahl, sondern der „exakten sinnlichen Phantasie“ offenbaren physische Phänomene ihr Gesamtleben; ohne sie ist „doch eigentlich keine Kunst denkbar“. Aber eben so wenig eigentliche Wissenschaft. Gegen Francis Bacon's angeblich induktive Methode — sie erzielt, logisch gesprochen, numerische Allgemeinheit: Summe, nicht: rationale Allgemeinheit: Idee — macht Goethe geltend: „Die Erfahrung ist grenzenlos, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann.“ Justus Liebig nennt Das ein Hin- und Herschaukeln von Wahrnehmungen. In Eckermann's Gesprächen hört man den so Beherrschten gegen die Anhäufung einer Anzahl Faktoren, durch die nichts bewiesen werde, ausfällig werden. Aber seine exakte sinnliche Phantasie hindert ihn, in der fahlen Region des kantischen Kritizismus sich anzusiedeln; er fordert bezeichnender Weise eine der Kritik der reinen Vernunft parallele Kritik der Sinne. Noch geistlicher weicht er der „dialektischen Krankheit“ und der Gefahr aus, in den Abgrund des Subjektiven (Eckermann) zu gleiten.

Es muß inzwischen klar geworden sein, was Goethe unter Wissenschaft eigentlich versteht: kein System reiner Vernunftbegriffe, sondern reiner Anschauungen. Der Parallelismus zu Kant ist ja so auffällig wie der Gegensatz zu ihm: statt synthetischer (reiner) Begriffe, statt der Formeln für das Verfahren, mit deren Hilfe wir Wissenschaft machen, sucht Goethe plastische Anschauungen, deren Anblick zugleich Tausende von Einzelfällen verdeutlicht: typische, vom Zufälligen der Einzelercheinung gesäuberte, aber immer noch sinnliche Merkmale, durch die spezifisch ästhetische Funktion des Zueinsseheus und Zueinandersehens zu einem für eine Gruppe von Erscheinungen repräsentativen Bilde vereinigt. Ich muß an den Skulpturensaal erinnern; ihm gleicht Goethes Ideal der Wissenschaft. Wenn er sagt: Ursache und Wirkung machen Beide zusammen „das untheilbare Phänomen“, daß in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung immer getrennt seien, so denkt er nicht, wie der Eleat, der Spinozist, der Kantianer, an das Substrat der Erscheinung, für das wir Umschreibungen, Namen, aber keine Anschauung haben; sondern er will es sehen, es sinnlich wahrnehmen: Goethes Ding an sich bleibt, als Urphänomen, Erscheinung. So hören wir einmal: „Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre“, nämlich für Den, der Augen hat, das Urphänomen in und an ihren sinnlichen Eigenschaften im Abglanz, im Beispiel, Symbol zt

erkennen. „Das Urphänomen ist ideal, als das letzte Erkennbare, real als erkannt, symbolisch, weil es alle Fälle begreift, identisch mit allen Fällen.“ Die begriffliche Vermittelung empfindet er als störende Last, das Wort nicht nur, sondern auch den Begriff, nach den „Sprüchen“, als Surrogat. Und dort lesen wir: „Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundnen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.“ Goethe ist überreich an autopsychologischen Bemerkungen. Er bekennt, als er eine geologische Abhandlung Humboldts prüft: Andere Geister verstehe ich nur, wenn ihr Gegenständliches mein Gegenständliches wird. Die Fähigkeit dazu ist jene panoramic ability, die ihm, zu seiner großen Freude, ein englischer Kritiker (Lute Howard, glaube ich) nachrühmt. Und dieser synthetische Blick, dieses gegenständliche Denken giebt sich in der viel umschriebenen Gabe des *Aperçu* kund, dem „Gewahrwerden einer großen Maxime, das immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferungen.“ „Alles wahre *Aperçu* kommt aus einer Folge und bringt Folge. Es ist ein Mittelglied einer großen, produktiv aufsteigenden Kette.“ Glücklich, wer diese Gabe besitzt; er braucht sie nur zu üben, um zu erkennen, „daß die Natur kein Geheimniß habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt.“ Trotzdem läßt das „Anschauen“ des Urphänomens in Goethe Resignation zurück: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resignire oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornirten Individuums.“

Noch ist der Begriff des Urphänomens nicht ganz klar. Die amorphe Erfahrung ist überwunden; nicht durch wissenschaftliche Metaphysik, also durch begriffliche Hilfskonstruktionen, wie etwa die Atomhypothese, sondern durch Synthese von innen, durch eine ästhetische Funktion. Zwischen Physik im gewöhnlichen und Metaphysik im wissenschaftlichen Verstande schiebt Goethe das Verfahren der Kunst. Was dabei herauskommt, ist zuletzt, wie er an Schiller schreibt, eine Art von subjektivem Ganzen. Man verstehe recht: kein individuell bornirter, sondern ein durch die Organisation der Rasse nothwendig bedingter Anthropomorphismus. Dieses Verhalten zu den naturwissenschaftlichen Problemen ergab nun die bekannten, so denkwürdigen Resultate, die man allmählich erst würdigen gelernt hat. In der Farbenlehre geht Goethe an der „Hauptfrage“ (Johannes Müller) nach der Ursache der prismatischen Farben einfach vorbei; es ist ihm, wie Helmholtz in seiner „Physiologischen Optik“ bemerkt, nie eingefallen, Newtons entscheidende Versuche mit möglichst gereinigtem einfachen Licht nachzumachen. Spricht er von den Komplimentär-

farben, so läßt er sich durch die Erfahrungen bestimmen, die die Technik der Maler ihm darbietet. Die subjektiven Sinnesempfindungen, mit Johannes Müller zu reden: die moralischen Wirkungen der physiologischen Farben, nimmt er, unanalysirt, als objektive Naturdaten hin. Goethe meidet hier, das Gebiet der sinnlichen Anschauung zu verlassen; seine physikalischen Erklärungen sind daher nichts als bildliche Versinnlichungen des Vorganges. Jede physikalische Erklärung aber, meint Helmholtz, muß zu den Kräften aufsteigen; und die können natürlich nie Objekte der sinnlichen Anschauung werden, sondern nur Objekte des begreifenden Verstandes. Auf dem rein physikalischen Gebiet ist daher Goethe nicht zu bewegen gewesen, die rein sinnliche Erfahrung zu überschreiten. Im Organischen hingegen, wo er sich früh über die reinen Erfahrungsdaten hinaus zur Idee eines durch äußere Umstände (Anpassung; also Lamarckismus) modifizierbaren Gattungstypus erhebt, wo er in der Mannichfaltigkeit der morphologischen Gestalten die identische Grundform zu erkennen antreibt (der viel bewunderte Exkurs über die Nagethiere, in dem er die Entwicklungsidee kausal-mechanisch erläutert) und in seiner plastischen Phantasie (Müller) das Werk von Jahrmillionen gewissermaßen als That eines Augenblicks sich vorzustellen strebt, — auf dem organischen Gebiet werden seine so fruchtbaren Forschungen von fast allen Zeitgenossen übersehen oder als dilettantische belächelt. Doch vergegenwärtigt man sich diese Forschungen und ihre Ergebnisse, um sie auf Methode und philosophischen Ideengehalt zu prüfen: dann wird sich zwischen Beiden sofort ein Zwiespalt aufthun, den keine Apologetik wegzuninterpretiren vermag. Das scheint Siebeck nicht zugeben zu wollen. An den reifsten Stellen, die sich als wissenschaftlich fruchtbar erwiesen haben, wird die Entwicklungsidee kausal-mechanisch aufgesagt: deshalb wird Goethe von Darwin belobt und von Virchow, in seiner aufschlußreichen Abhandlung „Goethe als Naturforscher“, gerühmt. Darwin notirt in seinem „Ursprung der Arten“, nach Goethe werde für den Naturforscher in Zukunft die Frage nicht mehr sein: wozu das Kind seine Hörner habe, sondern: wie es zu seinen Hörnern gekommen sei. Der bei Goethe heimische Leser weiß, daß sein Abscheu gegen die Seuche der „physiko-teleologischen“ Naturphilosophie nicht geringer war als der des Lufrejs. Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst, schreibt Goethe an einen Künstler. . Dazu kommt die Perfektibilität Vorstellung. Die Natur „kann zu Allem, was sie macht, nur in einer Folge gelangen: sie macht keine Sprünge. Sie könnte kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Thiere vorausgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter zur Struktur des Pferdes heranstiegt.“ Die Idee der Gattung kommt in immer vollkommenerer Weise zur sinnlichen Darstellung; die kausal-mechanischen Entwicklungsfaktoren sind das Werkzeug dieses in immer neuen Ansätzen in die Erscheinung strebenden Gattungstypus. Also gleichzeitig mit

der kausal-mechanischen die ästhetische Auffassung, die durchaus nicht, wie Bichow annahm, irgendwann aufgegeben wurde. Natürlich sinkt, als Goethe dem positiven Gesetz der pflanzlichen und thierischen Metamorphose nachzuspüren anfängt, das sinnliche Bild, das ein Geschehen zeitlos darstellen soll, zum Schema eines in der Zeit sich vollziehenden Vorganges herab, wenn es nicht gar zu einem Begriff, zu einer Summe abstrahirter Merkmale verbläht. Aber die Vorstellung, „als ob“ die Natur nach Mustern arbeite, drängt sich mit großer Hartnäckigkeit immer wieder in den Vordergrund. Aus den Gesprächen: „Das Skelet von manchem Seethier zeigt uns deutlich, daß die Natur schon damals, als sie es verfaßte, mit dem Gedanken (*nota bene*) einer höheren Gattung von Landthieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Element sich mit einem Fischschwanz abfinden, wo sie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte, ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelet bemerkt hat.“ Es besteht eine „geistige Leiter“ zwischen den verschiedenen Organisationstufen: die Natur sucht in immer neuen Ansätzen die idealen Urförper oder Typen zu verwirklichen; daher das Recht, jene in höhere und geringere zu scheiden; dabei kommt es vor, daß gewisse Generalformen „sich auch da abdrücken, wo sie kein unmittelbares Bedürfniß erfüllen“ (Beispiele: beim Menschen das *os coccygis*, der Rest des thierischen Schwanzes, die Milz, die Leberzwergeleudern der Hände). Uebrigens machen Siebeds Ausführungen einleuchtend, daß Goethe nicht an gemeinsame Stammformen, sondern nur an die Gemeinsamkeit des natürlichen Organisationsverfahrens, an von Anfang an verschieden geprägte Formen (Typen), „die lebend sich entwickelt“, gedacht hat, da er sehr nachdrücklich auf die „ursprüngliche gleichzeitige Verschiedenheit“ hinwies, die aus den nothwendigen Beziehungen zur Außenwelt entspringen. Drittens tritt neben die kausal-mechanische Methode und die ästhetische Konzeption der idealen Urförper (Typen, Urphänomene) die dynamische Auffassung, der Vitalismus; — eine Interpretation des „Naturverhältnisses nach Analogie der Dynamik des inneren Geschehens, die wir erleben, ohne zu begreifen.“ „Die Mechanik des Pflanzenlebens ruht für Goethe auf der dynamischen Wirkung des in der pflanzlichen ‚Entelechie‘ waltenden Entwicklungsgesetzes . . (Siebeds).“ Da haben wir sie wieder, die gute, alte Entelechie aristotelischen Gedankens. Goethes Dichtungen und Forschungen strömen davon über. Bilder und Gleichnisse überwuchern die begriffliche Konstruktion, hemmen das Begreifen. Mechanische Vorgänge werden ins Dynamische übersetzt; und des Dichters unablenkbare Richtung, dem Wirklichen poetische Gestalt zu geben (Lavater), bricht sich gewaltsam Bahn. Der Kreislauf vollendet sich: Goethe kehrt zur Kunst zurück.

Dr. Samuel Saenger.



Der Wunderthäter.

Wenn der Heilige Buddha, Sakya Muni, seine Apostel ausandte, auf daß sie den Indern sein Evangelium brächten, war er darauf bedacht, sie mit heilsamen Vorschriften für ihren Weg zu rüsten. Er ermahnte sie zur Demuth, zum Erbarmen, zur Enthaltbarkeit und zum Eifer in der Verbreitung seiner Lehren und fügte eine Einschränkung hinzu, die niemals vorher noch nachher von einem Religionsstifter vorgeschrieben worden war, nämlich die: unter keiner Bedingung Wunder zu wirken. Die Ueberlieferung lehrt, daß, während es den Aposteln ungemein schwer wurde, den anderen Vorschriften ihres Meisters nachzukommen, und sie manchmal an dieser Aufgabe gänzlich scheiterten, das Verbot, kein Wunder zu wirken, von keinem Einzigen unter ihnen überschritten wurde. Eine Ausnahme machte nur Ananda, von dessen erstem Aposteljahr hier berichtet wird.

Ananda ging in das Königreich Magadha, dessen Volk er eifervoll in dem Geheiß Buddhas unterwies. Da seine Lehre ihnen einleuchtete und seine Rede überzeugend klang, lauschte ihm das Volk willig und begann, sich von den Brahminen abzukehren, die es früher als seine geistigen Führer verehrt hatte. Als Ananda das merkte, überhob er sich im Geist; und eines Tages rief er: „Wie gesegnet ist der Apostel, der Wahrheit verkündet, durch Vernunft, tugendhaftes Beispiel und Beredsamkeit wirkt, statt durch Trug und Teufelsjux, gleich den erbärmlichen Brahminen!“

Da er so hochfahrend sprach, verminderte sich der Berg seiner Verdienste um sechzehn Joyanas und Tugend und Wirkungskraft fielen ab von ihm, so daß, als er sich wieder an die Menge wandte, sie ihn erst leise bespöttelte, dann laut verhöhnte und schließlich mit Steinen bewarf. Als die Dinge diese Wendung genommen hatten, erhob Ananda seine Augen und erblickte zahlreiche Brahminen der unteren Klasse; eifrig bemühten sie sich um einen Knaben, der in einem Krampfanfall am Boden ausgestreckt lag. Lange hatten sie vergebens Exorzismen und andere bewährte Mittel versucht; da sagte einer der klügsten: „Wie wärs, wenn wir den Körper dieses Kranken zu einem unangenehmen Wohnsitz für den Dämon machten? Vielleicht fährt er dann heraus.“ Darob begannen sie, den armen Dulder mit glühenden Eisen zu sengen, füllten seine Nasenlöcher mit Rauch und thaten nach Kräften ihr Bestes, den lästigen Teufel hinauszujekeln. Anandas erster Gedanke war: Der Knabe hat einen Anfall; sein zweiter: Es wäre barmherzig, ihn von seinen Peinigern zu befreien; der dritte: Ein guter Verkauf des Heilversuches könnte mich aus meiner jetzigen Patsche retten und dem Heiligen Buddha Nutzen bringen. Er näherte sich der Menge, verschleuchte die Brahminen mit dem strengen Blick einer Autorität, wandte sein Antlitz gen Himmel und rief die sieben Teufel an. Da sich keine Wirkung zeigte, wiederholte er den Ausruf und fuhr damit so lange fort, bis — auf ganz natürlichem Wege — der Anfall des Leidenden vorüberging; der Knabe öffnete die Augen und Ananda gab ihn seinen Verwandten wieder. Das Volk jauchzte und schrie: Ein Wunder! Ein Wunder! Und als Ananda seine Predigten wieder aufnahm, schenkten sie ihm Gehör und bekehrten sich zur Religion Buddhas. Ananda aber

frohlockte, brüstete sich mit seiner Klugheit und Geistesgegenwart und sprach zu sich selbst: Wahrlich: der Zweck heiligt die Mittel!

Als er dieses Rebeswort sprach, schrumpfte sein Verdienst zu einem Ameisenhägel zusammen und keinerlei Geltung hatte er fürder in den Augen irgend eines Heiligen; nur in denen Buddhas, dessen Erbarmen ohne Grenzen ist.

Aber der Ruhm seiner That ward dennoch über die Laube verbreitet und drang endlich ans Ohr des Königs, der ihn zu sich beschied und ihn fragte, ob er wirklich den Dämon ausgetrieben habe. „Ja“, sagte Ananda. „Das freut mich“, erwiderte der König. „denn nun wirst Du auch meinen Sohn heilen, der schon seit zwanzig Tagen im Trance darniederliegt!“

„Ach, erhabener Herrscher“, sprach bescheiden Ananda, „wie verändhst das Verdienst Eines, der kaum Kraft genug hat, um einen elenden Paria zu heilen, den Sprößling eines Elefanten unter den Königen wieder herzustellen?“

„Wodurch ward Dein Verdienst erworben?“

„Durch Bußübungen und Kasteiungen. Sie geben dem frommen Eifer die Kraft, den Blinden Einhalt zu thun, die Wasser zu glätten, sich auf dem Weg freier Ueberzeugung mit den Tigern auseinanderzusetzen, den Mond im Armel fortzutragen und in jeder Weise alle Thaten und Worte zu vollbringen, die einem peripatetischen Thaumaturgen zukommen.“

„Wenn Dem so ist,“ antwortete der König, „dann entspringt Deine Unfähigkeit, meinen Sohn zu heilen, offenbar dem Mangel an Verdienst und der Mangel an Verdienst dem Mangel an Kasteiung und Buße. Ich werde Dich also der Obhut meiner Brahminen anvertrauen, auf daß sie Dir beistehen, das Maß bis zu der Stelle zu füllen, die zu erreichen nöthig ist.“

Vergebens mühte sich Ananda, darzulegen, daß die Kasteiungen, von denen er gesprochen habe, ganz und gar geistiger und kontemplativer Art seien. Die Brahminen waren entzückt, einen Keger in ihre Klauen zu bekommen; sie legten stracks Hand an ihn und schleppten ihn einen ihrer Tempel. Dort entkleideten sie ihn und waren fassunglos, da sie sahen, daß keinerlei Schrammen oder Wunden an seinem Körper sichtbar waren. „Schrecklich!“ riefen sie; „Dieser hofft, mit heiler Haut in den Himmel kommen zu können!“ Um diesen Verstoß gegen die Etikette zu beseitigen, legten sie ihn auf sein Angesicht und geißelten ihn, bis die anstößige Glätte seiner Haut in Fetzen hing. Dann entfernten sie sich mit der Verheißung, am nächsten Tag wiederkommen und seine unteren Körperteile mit der selben Energie bearbeiten zu wollen; dann, sagten sie grinsend, müßten seine Verdienste sicherlich denen des Heiligen Bhagirata, ja, sogar denen des Königs Bismawitra gleichkommen.

Ananda lag halb tot auf dem Boden des Tempels, als das Heiligthum durch die Erscheinung eines strahlenden Glendbodeer erleuchtet wurde, der also zu ihm sprach: „Abtrünniger Jünger! Siehst Du nun Deine Thorheit ein?“

Ananda behagte weder der Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit noch der an seiner Weisheit; er antwortete aber im Ton tiefer Demuth: „Der Himmel bewahre mich davor, daß ich irgend ein Martyrium scheue, das der Verbreitung des von meinem Meister gelehrtens Glaubens förderlich wäre!“

„Willst Du also geheilt werden und Dich dann zum Werkzeug für die Befehreung des ganzen Reiches von Magadha machen?“

„Wie soll Dies ausgeführt werden?“ fragte Ananda.

„Durch Standhaftigkeit auf dem Pfade des Truges und Ungehorsams,“ erwiderte der Glendoveer.

Ananda krümmte sich innerlich, schwieg aber in Erwartung deutlicherer Weisungen.

„Wisse“, fuhr der Glendoveer fort: „des Königs Sohn wird am dreizehnten Tag — der morgen Mittag anbricht — aus dem Trance erwachen. Du hast zu dem bestimmten Zeitpunkt nur an sein Lager zu treten, Deine Hand auf sein Herz zu legen und ihm zu befehlen, aufzustehen. Seine Genesung wird Deinen übernatürlichen Kräften zugeschrieben werden und Buddhas Religion wird siegen. Doch vorher wird es nöthig sein, Deinen Rücken zu heilen. Das vermag ich zum Glück. Ich bitte Dich, eingedenk zu sein, daß Du jetzt Deines Meisters Gebot mit offenen Augen überschreiten wirst. Auch ist es billig, Dich darüber aufzuklären, daß Deine zeitweilige Befreiung aus der jetzigen Verlegenheit Dich nur in andere, schlimmere bringen wird.“

Ein verkörperter Glendoveer ist kein Richter über die Gefühle eines geschundenen Apostels, dachte Ananda. „Heile mich, so Du es vermagst,“ sprach er, „und spare Deine Ermahnungen für gelegnere Zeit.“

„Also sei es!“ rief der Glendoveer. Er streckte seine Hand über Ananda, — und schnell bedeckte sich der geprügelte Rücken mit neuer Haut und die früheren Schrammen und Wunden schlossen sich auf der Stelle. Im selben Augenblick verschwand der Glendoveer, nachdem er gerufen hatte: „Wenn Du meiner bedarfst, brauchst Du nur die Beschwörung *Usooh (Umap Itam Maa*)* auszusprechen und allsogleich bin ich Dir zur Seite.“

Man denke sich den Zorn und die Verblüffung der Brahminen, die, als sie mit frischem Mißgeug zur Weisgelung wiederkamen, ihr Opfer in bestem Wohlsein fanden. Wern hätten sie, statt der Stricke, noch härtere Weisgeln gewählt; aber der anwesende königliche Offizier nahm den wahrhaft triumphirenden Märtyrer unter seinen Schutz und geleitete ihn in den Palast. Er wurde schleunigst an das Lager des jungen Prinzen geführt, wo eine große Menge seiner harzte.

Da die Mittagsstunde noch nicht gekommen war, vertrießelte Ananda klüglich die Zwischenzeit mit Reden über die Unmöglichkeit von Wundern; natürlich nahm er die von den Buddhagläubigen gewirkten aus. Dann stieg er von der Kanzel herab und legte, in der Minute, wo die Sonne den Zenith erreichte, die Hand auf die Brust des jungen Prinzen, der allsogleich erwachte und den Satz — über eine Würfelpartie — beendete, in dem ihn der Anfall unterbrochen hatte. Das Volk brüllte, die Höflinge jubelten, die Gesichter der Brahminen nahmen einen merkwürdig schmerzähnlichen Ausdruck an und selbst der König schien stark impressionirt und zeigte sich sehr begierig, mit Buddhas Besetz näher vertraut zu werden. Ananda, der in den letzten vierundzwanzig Stunden wunderbare Fortschritte in weltlicher Klugheit gemacht hatte, hielt es, als er den Wunsch des Monarchen zu erfüllen begann, für überflüssig, sich lange über die Kardinaltugenden des Meisters zu verbreiten. Er sprach nicht vom Glend des Lebens, von der Nothwendigkeit der Erlösung, dem Pfad der Glückseligkeit, dem Verbot

*) Die mystische Formel der Buddhisten rückwärts gelesen.

allen Blutvergießens. Er verkündete nur, die Priester Buddhas seien zu ewiger Armuth verpflichtet und bei der neuen Vertheilung werde alles geistliche Besizthum der weltlichen Autorität zufallen.

„Bei der Heiligen Ruh!“ rief der Monarch; „Das sieht wirklich nach Religion aus!“

Raum waren diese Worte dem Gehege der königlichen Lippen entflohen: da erklärten sämtliche Höflinge sich zu Konvertiten. Die Menge folgte ihrem Beispiel. Die Kirche der Brahminen wurde entstaatlicht, ihr Besiz eingezogen und im Namen der neuen gereinigten Religion an einem Tage mehr Unge- rechtigkeit begangen, als die alte, ererbte, in hundert Jahren veranlaßt hatte.

Ananda fühlte mit Genugthuung in sich die Fähigkeit, seinen Feinden verzeihen und sich darauf was zu Gute thun zu können. Sein Glück ward gekrönt, als er in den Palast berufen und mit der Erziehung des Prinzen betraut wurde. Er gab sich Mühe, ihn in angenehmer Weise zu den Vorschriften Buddhas zu leiten. Das war eine heikle und schwierige Aufgabe, sntemalen er in Wider- streit mit des jugendlichen Prinzen Liebingsbeschäftigung kam, die früher darin bestanden hatte, kleine Reptilien zu quälen.

Nach einiger Zeit wurde Ananda abermals vor das Angesicht des Königs beschieden. Er fand Seine Majestät in Gesellschaft zweier wilden Gesellen, deren einer eine gewaltige Axt, der andere eine ungeheure Fange in den Händen hielt. „Mein Oberhofsenker, mein Oberhoffoltermeister“: mit diesen Worten stellte der König die Beiden vor.

Ananda gab seiner Freude darüber Ausdruck, die Bekanntschaft zweier so angezeichneten Würdenträger zu machen.

„Wisse, hochheiliger Mann“, fuhr der König fort, „daß neuerlich auch Du wieder der Uebung in den Tugenden der Standhaftigkeit und Selbstverleugnung bedarfst. Ein mächtiger Feind hat meine Lande mit Krieg überzogen und sich gottlos vermaßen, meine Truppen zu zerstreuen. Wohl müßte ich verzagen, hätte ich nicht die Tröstungen der Religion. Aber mein Glaube hofft auf Dich, o Du mein geistiger Vater. Es ist höchste Zeit: so schnell wie möglich mußt Du das größtmögliche Verdienst erwerben. Ich bin außer Stande, die Dienste Deiner alten Freunde, der Brahminen, anzurufen, da sie, wie Du weißt, in Ungnade sind; aber ich habe diese zwei erfahrenen und des Vertrauens würdigen Rätthe herangezogen. Ich finde sie nicht in völliger Uebereinstimmung. Mein Oberhoffoltermeister, ein Mann von sanftem Wesen und humaner Gemüthsart, ist der Meinung, einstweilen würden milde Maßnahmen genügen; man solle Dich, zum Beispiel, mit dem Kopf nach unten über die Lohe eines brennenden Holzstoßes hängen und Deine Nasenlöcher mit rothem Pfeffer füllen. Mein Oberhofsenker aber, der die Sache vielleicht allzu sehr vom Berufsstandpunkt ansieht, hält es für das Gerathenste, ohne Säumen zu Kreuzigung oder Pfäh- lung zu schreiten. Ich möchte nun gern Deine Ansicht darüber hören“.

Ananda drückte, so gut es sein Entsetzen zuließ, seine gleichmäßige Miß- billigung beider von den königlichen Rätthen befürworteten Maßnahmen aus.

„Wohlau“, sagte der König mit resignirter Miene: „wenn wir uns über keinen der beiden Vorschläge einigen können, so folgt daraus, daß wir beide ver-“

suchen müssen. Zu diesem Zweck werden wir morgen früh um die zweite Stunde wieder zusammentreffen. Zieh hin in Frieden!"

Ananda ging, aber nicht in Frieden. Die Todesangst hätte ihn gewiß seiner Sinne beraubt, wenn er sich nicht des von seinem früheren Befreier gegebenen Versprechens erinnert hätte. Als er einen einsamen Ort erreicht hatte, sprach er die mystische Formel: und allsogleich bot sich seinen Blicken zwar nicht ein leuchtender Blendover, aber ein heiliger Mann, dessen Haupt mit Asche bestreut und dessen Körper über und über mit Kuhmist bestrichen war.

„Deine Sache duldet keinen Aufschub“, sagte der Fakir. „Du mußt allsogleich mit mir gehen und Dich in das Gewand eines Jogi kleiden.“

Ananda widerstrebte heftig in seinem Herzen, denn er hatte im Verkehr mit dem weisen und milden Buddha einen geziemenden Widerwillen gegen diese grotesken, leidenschaftlichen Fanatiker eingefogen; aber die Dringlichkeit des Falles ließ ihm keine Wahl und er folgte seinem Führer in ein Weinhaus, das Dieser zu seinem Wohnsitz erwählt hatte. Unter lauten Wehklagen über die glatte Haut und die kurzen Nägel Anandas besprengte und beschmierte der Jogi ihn wohlgefällig nach eigenem Vorbild und rief ihn mit Ralk und Oker ein, bis der friedsame Apostel des mildesten Glaubens einem bengalischen Tiger ähnlich sah. Dann hing er einen Rosenkranz von Kinderschädeln um seinen Hals, legte einen Schädelknochen eines Schwarzkünstlers in eine seiner Hände, den Schädel eines Verbrechers in die andere und führte ihn bei Nachtanbruch auf den anstößenden Friedhof. Dort setzte er ihn auf die Asche eines einstigen Leichenhügels und befahl ihm, auf den Schädel mit den Schenkelknochen loszuschlagen und die Beschwörungen nachzusprechen, die der Jogi gegen den westlichen Theil des Himmels hinauszubrüllen begann. Sie waren offenbar wirksam; denn kaum hatten sie begonnen, als ein furchtbarer Sturm sich erhob, Regenschlithen herabstürzten, jähe Blitze über den Himmel schossen, Wölfe und Hyänen aus ihren Höhlen brachen und Niesentkohlde aus der Erde hervordrangen, die ihre fleischlosen Arme nach Ananda ausstreckten, um ihn von seinem Sitz fortzuzerren. Rasend vor Entsetzen und Todesangst, folgte Ananda dem Beispiel seines Genossen: er schlug darauf los, schäumte und tobte und brüllte Beschwörungen, bis er völlig erschöpft war. Da, wie durch Zauber, legte sich der Sturm, die Gespenster verschwanden und Jubelrufe und Festmusik drangen als Verkünder froher Botschaft aus der nahen Stadt hervor.

„Der feindliche König ist tot“, sagte der Jogi, „und seine Armee vernichtet. Dieser Erfolg wird Deinen Beschwörungen zugeschrieben werden. Sie kommen eben, um Dich aufzusuchen. Lebe wohl, bis Du wieder meiner bedarfst.“

Der Jogi verschwand. Pferdegetrappel ertönte und bald leuchteten Fackeln schwach durch das freudlose Düsternis des Morgengrauens. Der Monarch stieg von seinem stattlichen Elefanten, warf sich vor Ananda zu Boden und rief: „Unvergleichlicher! Warum hast Du mir nicht enthüllt, Du seiest ein Jogi? Nie mehr werde ich vor irgend einem meiner Feinde Furcht haben, so lange Du fortfährst, auf diesem Friedhof zu wohnen.“

Eine Schakalfamilie wurde ohne lange Umstände aus einem nicht mehr benutzten Grabgewölbe gesucht, das nun Ananda als künftigen Wohnsitz erhielt. Der König duldete keine Aenderung seines Gewandes und trug Sorge, daß die

Beschaffenheit der ihm gewährten Nahrung in keiner Weise seiner Heiligkeit Eintrag thue, die so bald einen hohen Gipfel erreichen mußte. Seine Haare waren nun schon so wirr und seine Nägel so lang, wie es ein Jogi nur wünschen kann. Da suchte ihn wieder ein Bote des Königs auf. Der Rajah, so lautete die königliche Botschaft, sei plötzlich und ohne sichtbare Ursache von einer gefährlichen Krankheit befallen worden, erwarte aber vertrauensvoll von Anandas Verdiensten und Beschwörungen baldige Genesung. Wieder griff Ananda wehmüthig nach dem Schenkelknochen und dem Schädel, bearbeitete den einen mit dem anderen und harrete in trüber Stimmung der Dinge, die kommen würden. Aber der Zauberpruch schien seine Kraft verloren zu haben. Nichts Unirdischeres bot sich seinen Blicken; nur eine Fledermaus sah er und fürchtete schon, von seinem Vorhaben abstecken zu müssen, als seine Gedanken durch das Erscheinen eines Mannes abgelenkt wurden, der, wie aus der Erde gewachsen, vor ihm stand. Er war in ein dunkles Kleid gehüllt und trug einen langen Stab in der Hand. „Der Kessel ist bereit“, sagte der Fremdling.

„Welcher Kessel?“ fragte Ananda.

„Der, in den Du versenkt werden sollst.“

„Ich in einen Kessel versenkt? Warum denn?“

„Da Deine Beschwörungen bis jetzt dem König noch nicht die geringste Erleichterung gebracht haben und ihre bei anderer Gelegenheit bewährte Heilkraft doch beweist, wie wirksam sie sind, ist unser Herr natürlich auf den Gedanken gekommen, die Verschlimmerung, die leider in seinem Zustand eingetreten ist, ihrem verderblichen Einfluß zuzuschreiben. Ich habe ihn in seiner Meinung bestärkt, da es mir im Interesse der Wissenschaft nöthig scheint, daß sein Zorn einen unverdächtigten Betrüger Deines Schlages treffe, nicht aber einen allerhöchsten Vertrauens würdigen gelehrten Arzt, wie ich einer bin. So befahl er denn, den Hauptkessel die ganze Nacht hindurch kochend zu erhalten und Dich bei Tagesanbruch hineinzustecken, falls ihm inzwischen nicht etwa Deine Beschwörungen eine Erleichterung verschafft hätten.

„Himmel!“ rief Ananda. „Wohin soll ich fliehen?“

„Aus diesem Friedhof führt Dich kein Weg, da er rings von königlichen Truppen umzingelt ist.

„Wo also“, rief in Todesangst der Apostel, „winkt Rettung?“

„In dieser Phiolen. Sie enthält ein tödtliches Gift. Verlange, zum König geführt zu werden. Sage, Du habest einen unübertrefflichen Heiltrank aus den Händen eines guten Geistes empfangen. Er wird ihn trinken und sein Nachfolger wird Dich reichlich belohnen.“

„Hinweg von mir, Verführer!“ rief Ananda und schleuderte die Phiolen weit von sich. „Ich biete Dir Trost und will lieber zu meinem alten Schützer Zuflucht nehmen. Gnooh Zndap Znam Nua!“

Aber der Zauber wirkte nicht mehr. Keine Gestalt zeigte sich als die des Arztes, der ihn, während er in das bergende Dunkel glitt, mitleidig anblickte. Ananda blieb im Kampf mit sich selbst zurück. Oft, sehr oft war er auf dem Sprung, den Arzt zurückzurufen und ihn um einen Trank von der Art dessen anzuflehen, den er eben fortgeschleudert hatte; stets aber stieg Etwas in seiner Kehle auf, das die Worte zurückdrängte, und schließlich sank er, erschöpft und matt von Aufregung, in tiefen Schlaf.

Im Traum wählte er, an der ungeheuren, düstern Pforte von Patala *) zu stehen. Der Schreckensort zeigte ein Feiertagsaussehen. Alles schien ein Galafest des Höllenhofes zu verhießen. Schwärme von Dämonen aller Formen und Größen umlagerten das Thor und begafften die Vorbereitungen zu einer Illumination. Ganze Reihen farbiger Lampen wurden eben in Bogen- und Kranzgestalt geordnet von einer Legion schwächerer, possenhafter, ihre Schwänze affenartig schwingender Kobolde. Die Arbeit wurde von unten durch Unholde höherer Ordnung geleitet, die sehr gravitätisch und ehwürdig aussahen. Sie hatten große, mit gelben Flammen gekrönte Amsstäbe, mit denen sie die Schwärme der Kobolde lenkten, wenn solche Disziplinarmaßregel sie nöthig dünkte. Ananda konnte sich nicht enthalten, nach dem Grunde der Festvorbereitungen zu forschen.

„Das Fest gilt dem Heiligen Ananda“, erwiderte der Dämon, „einem der Apostel des Heiligen Buddha, dessen Ankunft wir stündlich in froher Ungeduld erwarten.“

Mit aller Kraft raffte sich der entsetzte Ananda zu der Frage auf, wodurch denn dieser Apostel genöthigt sei, im Höllenreich seinen Wohnsitz zu nehmen.

„Giftmischerel“, antwortete der Böse lakonisch.

Ananda war im Begriff, nach weiterer Erklärung zu forschen, als seine Aufmerksamkeit durch eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Aufsicht führenden Dämonen in Anspruch genommen wurde.

„Kammuragha, natürlich!“ krächzte der Eine.

„Damburanana, natürlich,“ schraubte der Andere.

„Darf ich fragen, was die Worte Kammuragha und Damburanana bedeuten?“ fragte Ananda den Dämon.

„Das sind zwei Höllen. In Kammuragha wird der Insasse in geschmolzenes Pech versenkt und mit geschmolzenem Blei genährt. In Damburanana wird er in geschmolzenes Blei versenkt und mit geschmolzenem Pech genährt. Meine Kollegen streiten eben darüber, welcher von beiden Orten den Verbrechern Anandas besser entspricht.“

Ehe Ananda Zeit hatte, diese Auskunft zu verdauen, sprang ein jugendlicher Kobold mit großer Behendigkeit von oben herab und stellte sich mit einem tiefen Bückling vor die Streitenden. „Ehwürdige Dämonen“, sprach er, „darf meine Wenigkeit sich herausnehmen, zu bemerken, daß wir dem Ananda gar nicht genug Ehren erweisen können, alldieweil er wohl der einzige Apostel ist, an dessen Gesellschaft wir uns erfreuen dürfen? Deshalb möchte ich vorschlagen, weder Kammuragha noch Damburanana zu seiner Residenz zu bestimmen, sondern die Annehmlichkeiten aller vierundvierzigtausend Höllen zu einer neuen Hölle zu kombiniren, die für ihn bereit gehalten wird.“

Als der Kobold so gesprochen hatte, waren die älteren Dämonen ganz starr über seine Fröhlichkeit; sie vollführten einen Pradakhina und sagten: „Du bist wahrlich ein überlegener junger Teufel!“ Sie entfernten sich dann, um mit Behagen das neue Teufelsgemach zu Anandas Empfang vorzubereiten.

Ananda erwachte schauernd vor Entsetzen.

*) Das Hindu-Pandämonium.

„Warum“, wehklagte er, „ward ich je ein Apostel? O Buddha, Buddha! Wie hart ist der Pfad der Heiligkeit! Wie leicht behört der Irrthum die Gläubigsten! Wie thöricht ist oft der Stolz auf geistige Schätze!“

„Hast Du es jetzt erkannt, mein Sohn?“ fragte sanft eine Stimme neben ihm.

Er wandte das Haupt und erblickte den göttlichen Buddha, strahlend in mildem Licht. Eine Wolke schien von seinen Obern gehoben und er erkannte in dem Meister den Glendoveer, den Jogi und den Arzt.

„Herr“, rief er in äußerster Bestürzung, „wohin soll ich mich wenden? Meine Sünde verbietet mir, Dir zu nahen.“

„Nicht um Deiner Sünde willen ist es Dir verboten, sondern wegen der so lächerlichen wie niedrigen Verpflichtung, zu der Deine Schelmerei Dich verleitet hat. Ich bin gekommen, Dich daran zu mahnen, daß an diesem Tage all meine Apostel sich auf dem Berge Bindhya versammeln, Rechenschaft abzulegen über ihre Mission, und Dich zu fragen, ab ich statt Deiner reden soll oder ob Du gewillt bist, selbst Deine Thaten zu künden.“

„Ich will mit meinen eigenen Lippen Rechenschaft ablegen. Es ist nur billig, daß ich das demüthigende Geständniß meiner Thorheit selbst ablege.“

„Du hast wohl gesprochen, mein Sohn. Zum Lohn will ich Dir gestatten, Dich des Gewandes — wenn man so nennen darf — eines Jogi zu entledigen und in unserer Versammlung in dem gelben Kleid zu erscheinen, das meinem Jünger ziemt. Ja, ich will sogar mein eigenes Gesetz überschreiten und ein nicht unbeträchtliches Wunder vollziehen, indem ich Dich schleunig auf den Gipfel des Bindhya versehe, wo die Gläubigen sich schon zu versammeln beginnen. Du würdest sonst Gefahr laufen, in Stücke gerissen zu werden. Von der selben Menge, die, wie das nahende Getöse Dich belehren mag, meine Religion auszurotten beginnt; so feiert sie die Thronbesteigung des neuen Königs, Deines hoffnungsvollen Schülers. Der alte König ist tot, von den Brahminen vergiftet . . .“

„O Meister, Meister!“ rief Ananda, bitterlich weinend. „Und ist alles Wirken ungeschehen? Und Alles durch meine Schuld und Thorheit?“

„Was auf Lug und Trug gebaut ist, kann nimmer Bestand haben,“ erwiderte Buddha, „und wärs die urreigenste Himmelswahrheit. Sei getrost: Du sollst meine Lehre in anderen Landen zu besserem Ende künden. Diesmal hast Du nur einen kläglichen Bericht über Dein Apostolat zu erstatten. Doch magst Du mit Zug sagen, Du habest meinen Vorschriften buchstäblich gehorcht, wenn auch nicht ihrem Geist. Denn Niemand darf behaupten, Du habest jemals irgend ein Wunder gewirkt.“

London.

Dr. Richard Garnett.



Selbstanzeigen.

Bäder und Badewesen in Vergangenheit und Gegenwart. Eine kulturhistorische Studie. Ferdinand Enke in Stuttgart. 1903.

Das Erwachen des Bewußtseins von der Tragweite der Sozialhygiene, wie es die Gegenwart zeigt, fordert zunächst zum historischen Vergleich heraus und dann zu dem Versuch, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie weit hygienische Forderungen in die That umgesetzt worden sind. Keine Seite rationeller Gesundheitspflege bietet für diese beiden Kriterien so mannichfache Anhaltspunkte wie die Pflege der Haut und die Entwicklung der Badeeinrichtungen; und keine ist so maßgebend für den auf Gesundheit und Hygiene gerichteten Sinn eines Volkes wie eben sie. Das Badewesen des Alterthums, das das ganze Wesen der Sitten und Gebräuche der klassischen Völker durchzog und eine Blüthe erreichte, die seitdem nie wiederkehrte, ist der Reflex der Idee der Abhärtung und Prophylaxis, die jene Völkerschaften beherrschte. Dieser Kultus der Pflege des Körpers wurde im Mittelalter einem falsch verstandenen Heil der Seele geopfert. Und doch hat auch das Mittelalter in einer Geschichte des Badewesens seinen Platz, denn zum zweiten Mal sehen wir, wenn auch dem Geist und Geschmack der Zeit nur allzu sehr unterworfen, eine Epoche, in der das Baden zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des alltäglichen Lebens gehört, in der es zum Allgemeingut aller Klassen der Gesellschaft wird. Dieses alle Schichten der Bevölkerung durchflutende Lebensbedürfnis erinnert mahnend unsere hochentwickelte Neuzeit, das Jahrhundert, das so gern als das der Naturwissenschaften bezeichnet wird, an ihre noch nicht erfüllten Pflichten; denn wenig hat das Badewesen der Gegenwart mit dem vergangener Kulturepochen gemein und erst im Dämmern des neunzehnten Jahrhunderts beginnt die längst vergessene Idee von der Wohltätigkeit des Wassers für den menschlichen Körper wieder wach zu werden. Ein allgemeiner statistischer Ueberblick über Wesen und Zahl der Badeeinrichtungen in den einzelnen Staaten, Provinzen und Gemeinden Deutschlands bildet den Schluftheil meines Büchleins. Wie ungeheuer viel noch zu thun übrig bleibt, um die Reinlichkeit, als Grundlage jeder Reform auf gesundheitlichem Gebiet, zu einem Volksgut zu machen, ist aus dem beschämenden Stand unseres Badewesens nur allzu deutlich zu erkennen.

Rannheim.

Dr. Julian Marcuse.

Des Kaisers Bekenntniß im Urtheil der Zeitgenossen. Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H. Halle a./S. 1,20 Mark.

Dem ersten Theil, dem wörtlichen Abdruck des vom Kaiser an den Admiral Hollmann geschriebenen Briefes, folgen in Auszügen die „Urtheile der Zeitgenossen“. Uns lag daran, aus den vielen Zeitschriften- und Zeitung-Artikeln die zusammenzustellen, die gemeinsam ein anschauliches Bild von der Beurtheilung des Briefes bieten. Wir haben uns dabei der größtmöglichen Objektivität bestrebt, denn in ihr liegt naturgemäß der Werth einer solchen Zusammenstellung. Damit dem Leser nirgends ein falsches Bild entstehe, sei nochmals darauf hingewiesen, daß die Artikel, schon um vielfache Wiederholungen zu vermeiden, in Auszügen wiedergegeben werden mußten.

H. Bouffet.

Emil Frommel. Ein biographisches Gedebuch. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Band XIII der Sammlung „Männer der Zeit“.

Als die Universität Halle im Jahr 1893 ihr zweihundertjähriges Bestehen festlich unter Rektor Beyschlags Leitung beging, ließ es sich Emil Frommel nicht nehmen, seine alte Alma mater zu begrüßen. Er hat an dem Hauptfesttag theilgenommen; bei einem Diner für die Ehrengäste im Hause des Professors D. Pering, des ihm befreundeten Theologen, ließ er eine „Anleitung zum Toast“ los, deren Haupttreffer ich nicht verschweigen kann:

Kraftbrühe.

Toast auf den Kaiser.

Dieser Toast macht nicht viel Mühe;
Denn vor Allem: spart die Brühe!
Kraftvoll schlingt der junge Kaiser
Sich ums Haupt die Eichenreiser;
In ihm fluthet junge Kraft,
Die was Großes gerne schafft.
Wie aus einem Ochs die Brühe,
So aus uns der Toast sich ziehe:
Walte ferner voller Kraft,
Ebler Hohenzollernsaft,
Daß in Dir stets Eins erblühe:
Viele Kraft und — wenig Brühe . .

Schlei mit Dilljauce.

Universität und Staatsregierung.

Der Redner spricht von den Gräten: „Und trotz allen Wissenstrieben ist im Hals ihm viel geblieben, was er nur bewundernd schaut, doch im Darne nicht verdaut. Das Examen that dann kund, wie es um die Schläue stund.“

„Wissenschaft in ihrer Sauce
Treibt das Kleine oft ins Große,
Spaltet Kümme!, zehntet Dill, —
Studio schweigt in Ehrfurcht still.
Auch die hohe Staatsregierung
Zeigt durch ihre Lebensführung
Mehrstentheils auf ihrer Spur
Eine kalte Fischnatur . . .“

Der Kalbsrücken mit Champignons und der Prager Schinken in Burgunder gilt den Ehrengästen und -doktoren; denn zu diesem Feste deputirt zu sein, bedeute „ein seltenes Schwein.“

Kostenlos und wundernett
Schließ man im Patrizierbett.
Wer nicht stiehlt und wer nicht lügt,
Wer mit fremdem Kalb nicht pflügt,
Wird zum Doktor promovirt
Und ihm hier das Kalb servirt.

Der nächste Gang, Grüne Bohnen, geräucherter Lachs und Schinken, Artischocken mit grünen Erbsen, begeistert ihn zu dem Spruch auf die Stadt Halle:

Tiefer Sinn liegt im Symbol:

Grüne Bohnen und viel Kohl
Werden in dem guten Halle
Hoffentlich noch lang' nicht alle . . .
Und geräuchert wie ein Lachs
Steht hervor der jüngste Lachs;
Salz und Rauch in Deinen Thoren
Haben ihn so braun geschmoren . . .
Grüne, rauhe unterfrozen,
Junges Volk sammt den Falkoren!

Dr. Theodor Kappstein.

Der Architekt. 247 Seiten mit 80 Abbildungen. Druck und Verlag von
Gebrüder Jänecke-Hannover. Preis 4 Mark.

Der Architekt hat die meisten Zuschauer und die wenigsten von Verständniß. Nebst doch seine Kunst für die große Menge der Phantastischen eine schwer erlernbare Sprache. Und wenige der Jünger sind in ihren Geist eingebracht, haben das Band erreicht, das hinter den Grenzen von Zweck und Material liegt. Wenige auch trug ihr Genie in die Sphäre freien zeitgemäßen Schaffens. Die Andern blieben an die Ketten des geschichtlichen Formenschatzes geschmiedet, leichter, schwerer, am Schwersten, wie die sturpellosen Maurermeister der Gasse, die den Tagesbedarf an Architektur nach Quadratmetern berechnen. Mein Buch möchte die Architektur Denen näher bringen, die ein Verlangen nach ihr tragen. Reformationen gehen von der Jugend aus. Darum wendet es sich — als ein Band des Sammelwerkes „Das Buch der Berufe“ — zunächst als Rathgeber bei der Berufswahl an den künstlerischen Nachwuchs. Ueber diesen engeren Zweck hinaus ist es für alle interessirten Vain bestimmt und bietet auch wohl für den Fachmann einiges Bemerkenswerthe. Die Abneigung, künstlerische Dinge aus Büchern zu lernen, ist groß und berechtigt bis zu dem Punkt, wo ein Lernen unmöglich wird. Das gilt für die Gebiete der überlieferten Formenwelt, die dem Vain nicht ohne Weiteres verständlich sein kann; daher denn ein kurzer architekturgeschichtlicher Abriss nicht zu vermeiden war. Die konstruktive Seite wurde der größeren Anschaulichkeit wegen in einem Kapitel „Banleitung“ besprochen. Der zweite Theil beleuchtet den Bildungsgang des heutigen Architekten kritisch, zeigt die Spezialisirung und die Aussichten im Beruf. Das dem Verfasser vor-schwebende Ideal einer nach oben und unten, nach links und rechts hin unabhängigen, auf die Wahrheit des modernen Menschen gegen sich selbst gegründeten nationalen Kunstweise ist an keiner Stelle verhehlt. Der engere Zweck des Buches mußte zu einer Behandlungart führen, die mehr nach Lebendigkeit als nach Wissenschaftlichkeit strebt, ohne die Haltbarkeit und die Vollständigkeit des Gebotenen außer Acht zu lassen. Eine individuelle Färbung ließ sich hier so wenig vermeiden wie bei anderen Aeußerungen über Kunst. Daß die Architektur zu den Künsten gehört: ja, es muß leider mal wieder betont werden.

Regierung-Baumeister B. Jänecke.

Pariser.

Ein Moabit ist neulich der Mann verurtheilt worden, der seit einem Jahrzehnt als einer der raffiniertesten Wucherer Deutschlands galt. Die Beweisaufnahme im Prozeß Pariser hatte ein so zweifelhaftes Ergebniß, daß erfahrene Juristen noch unmittelbar vor der Urtheilsverkündung einen Schuldspruch für unmöglich hielten. Da er auf Revision verzichtet, verschwindet nun also der Greis mit der unangenehmen Raubvogelnase auf zwei Jahre hinter Gefängnismauern. Jeder gönnt ihm die Dektion; und gerade die Spielbürgergenugthuung der bekannten „weitesten Kreise“ ist charakteristisch für diese Gattung von Prozeßen. Pariser ist im Namen des Königs nach Gesetz und Recht verurtheilt worden. Die fünf Männer, die ihn nach langer Berathung schuldig sprachen, haben sicher nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Aber waren sie wirklich, die das Urtheil fanden? Hinter ihnen stand, auch ihrem Auge unsichtbar, während der ganzen Verhandlung eine größere Macht: die öffentliche Meinung. Die hielt sie in ihrem Bann. Pariser gehörte zu den Angeklagten, die längst verurtheilt sind, ehe sie noch ins Armesünderbänkchen gezwängt werden. Vor ein paar Jahren erst haben wir ja im Prozeß Sternberg einen ganz ähnlichen Fall erlebt. Dort wie hier ein Mann, dessen Name, nach dem berühmten Muster des Herrn Tartuffe, im Volksmund eine bestimmte Vergehensgattung bezeichnet und dessen Verurtheilung die empörte öffentliche Meinung stürmisch fordert. Aus der selben Gegend wie dieses unsahbar geheimnißvolle Wesen stammt auch der Richter; auch in seinem Hirn lebt ein Stückchen öffentlicher Meinung. Ja, liebe Leute: der Mensch ist frei, und sei er in Ketten geboren.

Der Fall Pariser lag besonders schlimm, weil er den tiefen Gegensatz zwischen preussischem Beamtenthum und Händlergeist ans Licht brachte. Die meisten Beamten, namentlich auch Richter halten jedes Geldgeschäft schon an sich für unfittlich; und insbesondere der den Niederungen gemeinen Alltagslebens entrückte Landgerichtsrath und Direktor, der in der Strafkammer thront, ist schnell bereit, den Wucher schärfer zu verurtheilen als in irgend einem Rest der Amtsrichter, der den Geldsack der kleinen Leute täglich vor Augen sieht und den ganzen Jammer der Souterrains unserer kapitalistischen Wirthschaft so gründlicher kennen lernt.

Ein erschreckend wahres Wort sprach Legis einst über die Wuchergeseggebung: „Verbot und Bestrafung des Wuchers werden hauptsächlich immer nur Bedeutung einer moralischen Genugthuung für die öffentliche Meinung besitzen, niemals aber das tief sitzende Uebel wirklich heilen können.“ Das ist des Pudels Kern. Aus der kapitalistischen Wirthschaftsordnung erwächst all die Noth und das Elend, das auf den schweren Weg zum Geldgeber drängt: und diese Ordnung soll heilig und jeder Versuch, sie zu beseitigen, soll strafbar sein. Vor ihren Schäden aber steht man ohnmächtig, flücht und überkleistert und kann doch nicht hindern, daß selbst der flüchtige Blick die Risse merkt. Diese schadhafte Stellen erregen, wie es in der Polizeisprache heißt, „öffentliches Mergerniß“, und wer das Auge der Menge auf sie lenkt, muß bestraft werden. Wucher ist ein von kapitalistischer Wirthschaft untrennbares Vergehen. Die öffentliche Meinung will aber ohne Furcht auf ihre Wirthschaft schauen: also bestraft man den Wucherer.

Es fällt mir nicht ein, hier eine Apologie des Wuchers zu schreiben; und

Herr Pariser ist einer der widerwärtigsten Gesellen, die mir im Berliner Geschäftsleben begegnet sind. Darf die öffentliche Meinung aber fordern, daß ein von ihr mit Recht moralisch Beurtheilter nun auch von der Härte des Strafgesetzes getroffen werde? Was ist gegen Pariser erwiesen worden? Wie sehen die armen Opfer des Wucherers aus, für die unser Mitleid angerufen wird? Da marschiren sie auf. Natürlich ein paar Exemplare nothleidender jeannesses dorée; aber auch Kaufleute, deren Vermögensstand von Weitem günstig scheint, von denen Pariser jedenfalls annehmen durfte, nur augenblickliche Geldknappheit treibe sie ihm zu. Sind damit wirklich die Merkmale des Wucherparagrapheu gegeben? Unser Wuchergesetz ist einer der umstrittensten Bezirke deutschen Strafrechtes. Namhafte Kriminalisten bestreiten überhaupt die Rechtsgiltigkeit dieses Gesetzes, das 1893 vom Kaiser erst vollzogen wurde, als die Legislaturperiode des Reichstages schon abgelaufen war, der es bewilligt hatte. Diesen kleinen Makel darf man allenfalls zu den Geburtsfehlern zählen, die sich verwochsen. Unsere ganze Wuchergesetzgebung aber ist ein Rothprodukt, das man erst richtig einschätzen lernt, wenn man auf den Weg zurückblickt, auf dem es entstand. Er ist mit guten Vorsätzen und schlechten Kompromissen gepflastert, wie die Frankstraße zum Palast Seiner Höllischen Majestät.

Die Geschichte des strafbaren Wuchers umfaßt zwei Theile, zwischen denen eine Weltwende liegt: die Rezeption der Geldwirthschaft. In den Kindertagen des Geldverkehrs ist der Darleiher ein Wohlthäter. Nur vom Boden dieser Thatsache aus sind die kanonischen Zinsverbote, sind auch die Wuchergesetze des grauen Alterthumes zu begreifen. Von hier aus versteht man, daß Moses seinen Glaubensgenossen befaß: „Dein Geld sollst Du ihm nicht um Zins, Deine Speise nicht um Wucher geben“; der selbe Moses, der später sagte: „Vom Fremden, doch nicht von Deinem Bruder sollst Du Wucher nehmen.“ Der „Fremde“ ist natürlich nicht der zur engeren Sippe Gehörige, sondern der Goi, der Barbaros, der Hoespes. Aus ähnlicher, nur nicht ganz so blind den Stammesgenossen privilegirender Anschauung entstand das römische Gesetz. Die Ausdehnung des Handels und die rasche Entwicklung des Geldverkehrs zwangen zur Duldung des Geldleihwesens. Die Zwölf Tafeln legitimiren das *onus unciarum*, das nach der Berechnung mancher Forscher ungefähr 10 Prozent betragen haben soll. Die Zinsgesetzgebung des späteren Kaiserreiches stand schon unter der Nachwirkung des Konzils von Nicäa, das jeden Zins als unsittlich verwarf. Justinian ermäßigte den höchsten Zinssatz, unterschied aber, im Interesse der römischen Verkehrsbedürfnisse, zwischen Privaten und Kaufleuten und sprach der zweiten Gruppe höhere Zinsfähigkeit zu. Der Abbruch der neuen Christenlehre stürzte die Grundmauern der alten Kultur um und mit ihnen sanken die ersten Anfänge der Geldwirthschaft vorläufig ins Dunkel zurück. Im Mittelalter herrschte das kanonische Zinsverbot, das vielleicht eher eine Ursache als eine Wirkung der relativ langsamen Entwicklung zur Geldwirthschaft war. Die kirchliche Gesetzgebung wußte sich den Wandlungen der Wirthschaftsstruktur schmieglam anpassen. Das bleibt als Thatsache bestehen, trotzdem noch der Sachsenspiegel, weil er das Zinsverbot nicht enthielt, in einer Bulle Gregors des Neunten als ein *detestabile scriptum* gebrandmarkt wurde. Die Kirche fand sich mit der wirtschaftlichen Entwicklung nach und nach ab und hielt es für nützlich, in

gewissen Grenzen zu funktionieren, was sonst, trotz allen Bannstrahlen, Gewohnheitrecht geworden wäre. Kanonische Commentare begleiten die ganze Entwicklung des Wuchers. Und schon in der Encyklika Benedikts des vierzehnten wird anerkannt, daß neben dem eigentlichen Darlehensvertrag noch Verträge anderer Art laufen können, für die eine gesonderte Vergütung nicht verpönt ist. Die Reformation änderte nichts Grundwesentliches an den Wuchergesetzen. Zwischen dem vielfach noch von mönchischem Vorurtheil befangenen Luther und dem freier denkenden Calvin war auch auf diesem Gebiet die Kluft nicht dauernd zu überbrücken. Dann bricht eine Zeit an, die den Wucher von jeder Schranke befreit. Joseph II. löst in Oesterreich den Zinsfuß von allen Banden und allmählich bringt mit der Manchesterlehre auch der Grundsatz der Wuchertfreiheit bis nach Deutschland vor. Eine Geldkrisis zwingt um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts für ein paar Monate sogar Preußen zur Aufhebung der Wuchergesetze. Das Dogma von Manchester weicht dem Staatssozialismus und wieder hofft man in Deutschland auf die Wirksamkeit eines Wuchergesetzes. Die Höhe des Zinsfußes wird gesetzlich nicht beschränkt; strafbar soll die durch bestimmte Thatbestandsmerkmale charakterisirte Ausbeutung sein. In den Jahren 1880 und 1893 werden in der deutschen Legislatur die Grenzsteine gesetzt, die das Ausbeutungsfeld des Wuchers verengen sollen. Und an diesen Steinen ist die Händlerpflichtigkeit und diplomatische Gewandtheit des Herrn Pariser zerstückt.

Paragraph 302^a unseres Strafgesetzbuches lautet: „Wer unter Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines Anderen in Bezug auf ein Darlehen oder auf die Stundung einer Geldforderung oder auf ein anderes zweiseitiges Rechtsgeschäft, das dem selben wirthschaftlichen Zweck dienen soll, sich oder einem Dritten Vermögensvortheile versprechen oder gewähren läßt, welche den üblichen Zinsfuß dergestalt überschreiten, daß nach den Umständen des Falles die Vermögensvortheile ein auffälliges Mißverhältniß zu der Leistung stehen, wird wegen Wuchers mit Gefängniß bis zu sechs Monaten und zugleich mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark bestraft. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.“ Paragraph 302^b verstärkt die Strafbestimmungen. „Wer den Wucher gewerb- oder gewohnheitmäßig betreibt, wird mit Gefängniß nicht unter drei Monaten und zugleich mit Geldstrafe von hundertundfünfzig bis zu fünfzehntausend Mark bestraft. Auch ist auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte zu erkennen.“ Man sieht schon aus dem Wortlaut, daß advocatorischer Geschicklichkeit ein weites Feld bleibt. Allzu viele Thatbestandsmerkmale beweisen meist, daß der Gesetzgeber sich unsicher fühlte. So ist es auch hier. Nicht die Ausbeutung als solche wird mit Strafe bedroht. Wo sollte man sonst auch anfangen, wo aufhören? Bei dem ausbeutenden Arbeitgeber, dem Händler, der vor der Ernte die Nothlage der Kunden zu höheren Getreidepreisen ausnützt? Die Gefängnisse wären schnell überfüllt. Man straft auch nicht den Ausbeuter, der sich den üblichen Zinsfuß übersteigende Vermögensvortheile versprechen oder gewähren läßt: sonst müßte der Bdrjaner sitzen, der am Tage einer schwierigen Prolongation für eine oder zwei Wochen fünfzehn Prozent Veltgebähr fordert und erhält. Der Zeit des kanonischen Zinsverbotes und der justinianischen Zinsbeschränkung ist unsere stolze Modernität längst entwachsen. Strafbar wird der Wucher erst, wenn die Überschreitung des üblichen Zinsfußes so weit geht, daß „nach den Umständen des Falles die

Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältniß zu der Leistung stehen.* Dunkel ist dieser Rede Sinn; und wie die Semara-Schüler in den Rabbinenschulen um die Ausflüsse talmudischer Weisheit balgten, so streiten sich jetzt unsere Rechtsgelehrten um die wahre Bedeutung dieser Räthselworte. Ist das Mißverhältniß des Vermögensanteils zur Leistung überhaupt objektiv zu schätzen? Das Reichsgericht bejaht, in Uebereinstimmung mit bekannten Theoretikern, diese Frage. Vizjt meint dagegen, das auffällige Mißverhältniß müsse in dem Werth der Leistung für den Schuldner (also subjektiv), in den Vorteilen, die der Gläubiger sich gewähren läßt, bestehen. Dem Geschäftsmann, den augenblickliche Geldnoth an den Rand des Abgrundes führt, wird keine Leistung zu groß scheinen, die ihm das rettende Geld schafft. In tausend Fällen wird die härteste Forderung des Wuchers wie eine Gnade empfunden; denn er könnte den Geldwucher ja auch rundweg abweisen. Der Wucherer ist darum nicht minder verächtlich; aber auch nicht mehr als sein Nachbar, der Rätter zwingt, für sieben Mark Wochenlohn zu arbeiten, weil ihre Kinder sonst verhungern. Die Gesellschaft achtet den Einen und giebt dem Anderen Orden, Titel und den gedruckten Ruhm eines Menschenfreundes. An solche Verlogenheit sind wir gewöhnt. Darf das Strafrecht aber ihr Büttel werden? Das wird er, wenn man das subjektive Mißverhältniß der Leistung nicht beachtet und im Namen des Königs, von Rechts wegen die objektive Schätzung nach Willkür bestimmt.

Vom Standpunkt Vizjts aus, den nur Vienthal noch einnimmt, konnte Pariser nicht verurtheilt werden. Nach der Berechnung eines seiner Verteidiger hat er in den inkriminirten Fällen 12000 Mark verdient, aber 48000 Mark verloren. Empört tief der Staatsanwalt, Pariser habe „fogar“ von Offizieren, deren soziale Stellung doch ausreichende Sicherheit biete, zwölf Prozent und noch mehr genommen. Hat dieser Ankläger nie vom schlichten Abschied, von Zusammenbrüchen und Selbstmorden verschuldeter Offiziere gehört, denen oft, weil sie zu bürgerlicher Thätigkeit nicht mehr taugen, nur noch die Kugel bleibt? In unserem besonderen Fall aber hat Justizrath Sello, der als Vekter für Pariser sprach, mit geschickter Pointirung auf die Thatsache hingewiesen, daß einer dieser Ritter sich nicht geschaut hat, den — unter der Herrschaft des Allgemeinen Landrechtes noch möglichen — Einwand zu machen: subalternen Offizieren fehle überhaupt die Wechselfähigkeit. In vielen Fällen hat Pariser nur Verluste gehabt, in Anderen traurige Helben, die jetzt unsichtbar und unsindbar geworden sind, aus bösen Tagen befreit. Ueber die Moral des Mannes ist kein Wort mehr zu sagen; das Gerichtsurtheil aber ist ein objektiv völlig falscher Spruch. Beinahe jeder unbefangene Hörer sagte sich: Auf Grund des hier vorgebrachten Materials kann der Mann nicht verurtheilt werden. Und was nicht Gegenstand der Beweisaufnahme war, darf auch nicht zur Urtheilsbildung mitwirken. Oder doch? Genügt schon die Ahnung, der Angeklagte könne wohl, werde wahrscheinlich noch Schlimmeres auf dem Kerbholz haben, als hier im Gerichtssaal sichtbar sei, um von der Freisprechung abzuschrecken? Der öffentlichen Meinung genügt offenbar. Sie fragt nicht, ob Sternberg, ob Pariser in den Fällen, die zur Verhandlung standen, schuldig waren, sondern freut sich, daß Leute, denen sie allerlei Uebles zutraut, eingesperrt werden. Ob sie nur moralisch oder auch juristisch strafbar sind, ist einerlei. Die alte Weisheit: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt.“

Der Angeklagte Schweningen.

Von Zeit zu Zeit liest man seit halb zwei Jahren in berliner Blättern, die, unter der alten, einst gut eingeführten Firma des Liberalismus, auf allen Gebieten des Lebens und Wirkens die Freiheit bekämpfen, Gräueltunden aus dem neuen Krankenhaus Großlichterfelde, das dem Kreis Teltow gehört. Gräueltunden. Die Kranken werden schlecht genährt und noch schlechter behandelt; täglich, stündlich wird gegen die Grundgebote der Hygiene gesündigt; keine Arznei, nicht die unerwünschten Wohlthaten immer bereiter, immer sieghafter Chirurgenkunst: und dennoch — nein: deshalb — sterben die Patienten, fallen wie Fliegen; Kurpfuscherei schlimmster Art; ein Räthsel, daß die Staatsanwaltschaft nicht längst eingeschritten ist. Wundern, heißt es nach solcher Schreckensschilderung dann, darf man sich nicht über so „unerhörte Zustände“ — Das ist der mildeste Auebruch —, wenn der Dirigierende Arzt dieses Krankenhauses ist der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Ernst Schweningen, über dessen völlige Unfähigkeit „in Fachreisen“ seit Jahrzehnten kein Zweifel mehr besteht. Völlige Unfähigkeit nur? Das sagt nicht genug. Ein Charlatan, so zwischen Narbenkötter und dem Schäfer Thomas. Weiland Doktor Eisenbart war dagegen ein Heros der Wissenschaft. Und einem solchen Mann, überden die Akten geschlossen sind, vertraut man die Leitung eines öffentlichen Krankenhauses an! Einem Manne, dem nur die Tyrannenlaune eines gewaltthätigen Wütherichs einen akademischen Lehrstuhl verschaffen konnte, der das Einmaleins seines Faches nicht kennt und in dreißig Lebensjahren nie auch nur das Allergeringste geleistet hat . . . Die Taktik, die so zu reden empfiehlt, scheint dem flüchtigen Blick dumm, ist aber nicht. Wenn die Leute es billiger thäten und etwa sagten, Schweningen sei gewiß ein guter Arzt, dem man ansehnliche Praktikererfolge nicht absprechen könne, entferne sich aber allzuweit von der Norm, von der gebräuchlichen Krankenhausschablone, dann erhielten sie als Antwort am Ende die Frage, ob diese Norm denn gar so Ungeheures geleistet, ob nicht gerade der Stiel an der Rezeptschablone die kranke Menschheit in Schaaren den nicht diplomirten Pflüchern zugetrieben habe. (Daß es auch diplomirte giebt, hundert und aberhundert, wird von der Kunst natürlich nicht gern zugestanden; wir aber wissen es. Wissen, daß die Rutte nicht den Rindch, der Doktorhut nicht den Arzt macht und daß die Purgon und Diafoirus noch heute nicht ausgestorben sind. Wissens und wünschsten bringend, einmal in jedem Jahr wenigstens, löblichem Publico zur Erbauung und Kurzweil, auf einer Bühne Molieres nie veraltende Cérémonie zu sehen, das unsterbliche Nachspiel zum Malade Imaginaire, worin der Präses der Fakultät also zum beglückten Baccalaureus spricht: *Dono tibi et concedo puissanciam, virtutem atque licentiam medicinam cum methodo faciendi; id est: clysterizandi, selgnandi, purgandi, sangsuandi, ventousandi, scarificandi, purgandi, taillandi, coupandi, trepanandi, brulandi, uno verbo: selon les formes atque impune occidendi per totam terram.*) Ganz schlau also, daß sie Schweningen als ein lächerliches Scheusal hinstellen, dessen Unwissenheit und Verwahrheit nicht erst ausführlich nachzuweisen sei. Auf die Dummen, die stets die Mehrheit haben, kann wirken. Nur: durch das Lichterfelder Krankenhaus gehen alljährlich ungefähr zweitausend Menschen. Die haben Verwandte und Freunde, erzählen, wies ihnen ergangen ist, und zerstören auf die Dauer selbst das dichteste Fabelgespinnst. Auch dagegen läßt sich Einiges versuchen. Kleine, verkümmerte Medizimänner, denen der große

Kollege höchst unbequem ist, hegen die entlassenen Kranken auf: Sie sind ja ganz falsch behandelt worden! Ihr Geschwür ist viel zu langsam, Ihre Bruchstelle nicht spurlos verheilt! Der alte Kniff, den Jeder aus Sprechstundenerelebnissen kennt; der vorige Doktor hat immer falsch behandelt. Dem Armen, der keinem Doktor so recht über den Weg traut und das Krankenhaus meist für einen Ort hält, wo ihm das vom Schicksal geschundene, von Lebensnöthen weich geklopfte Zell über die Ohren gezogen werden soll, leuchtet solche selbstlose Empörung besonders leicht ein. Beißt der Geküdete an: sink den „neuen Fall“ in die Zeitung; ein Bißchen à la mode ausgepußt natürlich noch, wie der Preßkomfort der Neuzeit es verlangt. Von den Lesern sah Keiner den Kranken, kennt Keiner die Gründe, die des Arztes Handeln bestimmten; doch was gedruckt ist, muß wahr sein. Und wenn man dem Geheimrath durch Häufen des Ueberwieses das Dasein verleiht, wird er aus dem Lande der teltover Rüßchen endlich vielleicht in das heißere Klima flüchten, wo der Pfeffer wächst.

Welche Verbrechen hat der von nie ermüdender Wuth Befehdete nun eigentlich begangen? Ich weiß: vor dreißig Jahren ist er mit der in Bayern ausreißenden knappen Mehrheit — in Preußen wäre Freisprechung erfolgt — verurtheilt worden; von streng katholischen Richtern, die den jungen Anhänger Dollingers vielleicht nicht ohne Vorurtheil sahen; wegen eines Vergehens, das einem Arzt schwer zuzutrauen ist, weil er in aller Bequemlichkeit doch auch die verhänglichsten Besuche zu Hause empfangen kann. Zwar kommt es nun vor, daß Zeugen Falsches beschwören; zwar wurde die mitangeklagte Frau nach der Verhandlung die Gattin des Rechtsanwaltes, der sie verteidigt hatte und ihre Schuld oder Unschuld deshalb besser als Andere kennen mußte; zwar haben später der alte Kaiser und der alte Kanzler, die Beide in solchen Dingen keinen Spah verstanden, nachdem sie die Akten gelesen hatten, dem Verurtheilten gern und dankbar die Hand gereicht, — einerlei: pikanten Klatsch, namentlich, wenn er einen durch hohe Kunst Ausgezeichneten trifft, läßt man sich nicht wieder rauben. Habeant. War der Gerichtspruch gerecht, so strafte er einen Jugendstreich, der die Ehre des Verurtheilten nicht beleckte (schon weil der Bereich der Ehre, nach einem berühmten Wort, erst über dem Nabel beginnt); und wer sich von Sexualsünde frei fühlte, mochte Steine werfen. Noch heute aber liest man, wie schändlich es war, daß der elende Kanzler einen notorisch unsittlichen Menschen armen leuschen Studenten als Lehrer aufzwang. (Den Sauberen ist offenbar nicht bekannt, daß auch von ihnen gefeierten „Autoritäten“ Belästigungen hübscher Patientinnen nicht nur nachgetuschelt werden, sondern auch nachgewiesen werden könnten.) Immerhin hätte man Schweningcr die alte Geschichte vielleicht gnädig verziehen. Aber er hat Bismarck, der von Frerichs und anderen Bildenmeißlern aufgegeben war, gesund gemacht. Diese Thatfache, die, durch hundert Zeugnisse des Behandelten erhärtet, nicht abzuleugnen ist, sollte genügen, um den Arzt vor schändestem Schimpf zu schützen; im Bannkreis liberaler Schwarzkunst wird sie zu den Todsünden gezählt. Fast noch schlimmer war, daß der junge bayerische Doktor die ihm angetragenen Orden und Titel ausschlug und als einzigen Lohn vor zwanzig Jahren die Möglichkeit forderte, auf der Hochschule der neuen Heimath für seine Reformatorengedanken ein Plätzchen zu finden; denn er wollte wirken, nicht glänzen. Ein Plätzchen nur; der Außerordentliche Professor, der nicht Examinator ist, muß ja durch persönliche Leistung die Hörer an sich locken; sonst spricht er vor leeren Bänken. Das Langen nach einem Dozentenstuhl wurde wie ärgster Frevel bejertet. Herr Omnis that, als lehrten an

der berliner Universität (deren medizinische Fakultät doch schon lange nicht allzu weithin leuchtet) nur Größen ersten Ranges und als komme der neue Mann aus der Baderpraxis eines entlegenen Dorfes. Ganz so lag die Sache nun nicht. Ernst Schweningen war Assistent Ludwigs von Buhl und Dozent an der münchener Universität gewesen, hatte als pathologischer Anatom zehn Jahre lang streng wissenschaftlich gearbeitet, unzählige Sektionen gemacht, war dem damals noch unbekanntem X des Choleraepidemies dicht auf die Spur gerückt und wäre, wenn Bismarck ihn nicht nach Berlin geholt hätte, auch in Bayern nicht später als in Preußen Professor geworden. Seine „Berichte über Leichenschnitten“, seine „Studien über Diphtherie und Croup“ wurden von ersten Fachgelehrten als wichtig erwähnt; und als er 1875 „Ueber Transplantation und Implantation von Haaren“ eine Arbeit veröffentlicht hatte, die, gegen Unklarheit und Anfechtung, die Lehre von der einheitlichen Abstammung der Gewebe zum Sieg führte, sprach Rudolf Virchow in seinem „Archiv“ (Jahrgang 1880, Band 79, Seite 187, „Ueber Krankheitswesen und Krankheitsursachen“) rühmend von „der vorzüglichen Abhandlung des Herrn Schweningen.“ Und dieser Mann, der seitdem nicht müßig gewesen war, sollte nun plötzlich nicht fähig sein, in der langen Reihe berliner Dozenten sein Plätzchen auszufüllen. Im vorigen Jahr, als er den Lehrauftrag für Dermatologie abgab und „Allgemeine Pathologie“ und „Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte der Medizin“ zu lesen begann, wiederholte sich das Spektakel. Wadere, im Dunkel stierende Kollegen, deren Einer „über Paracelsus“ — eine schöne, lohnende Lebensaufgabe! — gearbeitet haben soll, ließen einen Bannbrief ins Land gehen, die Zeitungen, immer die selben, nahmen sich des casus an und wir vernahmen, Schmach, bitterste Schande sei über die holde berlinische Weisheitsmutter gekommen, weil auf dem Ehrenstuhle der Virchow und Hirsch jetzt ein Schweningen schalte. Das stimmte zunächst nun nicht; denn Virchow und Hirsch waren die Ordinarien ihres Faches, sind als Ordinarien von Orth und Pagel (dem Lehrauftrag nach) ersetzt und Schweningen ist einer von vielen Dozenten, die der Student nur, ohne äußeren Zwang, aufsucht, wenn er bei ihnen nützliche Ergänzung der für die Examenstunde unentbehrlichen Ordinariatsgelehrsamkeit zu finden hofft. Daß der Bayer als Pathologe von Virchow geschätzt war, ist bewiesen; eben so, daß er die Geschichte der Diphtherie, Tuberkulose, Cholera, Syphilis, des Karzinoms, der Lehre von den Geweben und Geschwülsten und manches Andere durchaus studirt hat, mit heißem Bemühen; und wenn er die Geschichte der Medizin nicht durch die enge Schablone liest, haben seine Hörer nur Grund zur Freude. Warum also wird er, immer er, er allein als das räudige Schaf der reinen Heerde vorgeführt, als durch und durch unwürdig, wie es bei Molière heißt, intrare in nostro docto corpore? Weil er ein Keger ist, ein Apostat, der den Rath seiner Meinung hat. Hochmüthig soll er sein, nur sich selbst anerkennen. Alberne Erfindung. Er leitete seine erste Vorlesung über Pathologie mit einem Loblied auf Virchow ein, das Manchen allzu kritiklos dünkte. Er hat den Buhl, Billroth, Pettenkofer, Behring, Koch, Bergmann, Mikulicz, Jorel, Rosenbach, Blaswanger, Kossowiz — wer nennt die Namen? —, hat auch Männern wie Priesehny, Döpping, Kneipp, trotz aller Verschiedenheit in Anschauung und Urtheil, nie die Reverenz versagt und streitet in seinen Kolloquien mit den jüngsten Studenten so sachlich, mit so vorbehaltloser Zuerkennung gleichen Rechtes wie mit der weltberühmten „Kapazität“. Er ist duldsam und fordert auch für sein Denken und Wollen nur Duldsamkeit. Aber er sieht in seinem Beruf eine

Kunst, die nicht in Laboratorien zu lernen ist; er hat die Symptomkurierer verspottet, das Rezept dem Ablassjettel verglichen, nicht zugestanden, daß jeder Doktor mehr leistet als der nicht diplomirte Arzt, gegen ärztliche Geschäftspolitik, gegen die Abhängigkeit vom Erwerbsbedürfniß der Apotheker und Droguisten gesprochen und allerlei Modemittel und Modekuren grausam gehöhnt. Manchmal in bujuvarisch burlesker Rede, die böser Sinn leicht in eine Massenderbammung allen Arztbetriebes umzufälschen vermochte; und nicht zu leugnen ist ja auch, daß Schweminger besorgt und skeptisch auf das Wesen heutiger Medicinwirthschaft sieht. Das darf nicht geduldet werden. Sogar die Verschickung unheilbarer oder unbequemer Patienten, die Theilung der Beute zwischen Hausarzt und Badearzt hatte er getadelt. Wieder Einer, der Geschäftsleuten die Karriere verdirbt... Wer einträgliche Berufsgeheimnisse ausplaudert, darf sich nicht wundern, wenn Haß ihn ohne Ermatten verfolgt.

Nur sollte selbst Haß nie die Scham ganz verlernen. Seit neunzehn Jahren ist Schweminger in Berlin nun Außerordentlicher Professor. Niemand kann ihm nachweisen, er habe die Amtspflicht nicht erfüllt, nicht jeden Ausspruch seiner Hörer befriedigt; seine Schüler hängen mit zärtlicher Liebe an ihm und der Ruf seiner Sonnenabendkolloquien lockt graubärtige Aerzte herbei, die sich an der strömenden Gedankenfülle der Wechselreden und an dem herzlichen Ton frischer Kameradschaft freuen. Wo ist wohl noch ein weltberühmter Arzt, der an einem Abend jeder Woche sein Privathaus jedem Kollegen, jedem Studenten und sachlich interessirten Laien öffnet und sagt: Hier bin ich; seid meine Gäste; bestreitet mich; lehrt mich besseres Wissen und feinere Kunst; ich stehe Euch Rede; zeigt mir, drüben im Krankensaal, an den Sektionpräparaten, was ich falsch gemacht habe, — wo ist er? Dennoch wurde jede mögliche und unmögliche Gelegenheit zu einer Daß wider den Erzfeind benutzt. In die Vorrede zu seinen „Gesammelten Arbeiten“ — die keiner seiner Kritiker zu kennen scheint — hat er vor achtzehn Jahren geschrieben: „Ich habe mich nie mit der Bekämpfung lästiger Symptome aufgehalten, sondern sie, wo es anging, als Wahrzeichen des zu Grunde liegenden Uebels bestehen lassen und nach dessen Beseitigung gesehen, wie die von ihm bedingten Symptome ohne besondere Nachhilfe verschwanden. Ich war mir bewußt, daß Medicamente — die ich aber nach Bedarf wählte — dazu oft wenig beitragen können. Nie habe ich mich geschaut, den — wenn auch langwierigen und mühevollen — Weg, vielleicht mit brauchbaren Abkürzungen, wieder zurückzulegen, auf dem die mit Zugeführten ihre Leiden aller Wahrscheinlichkeit nach erworben hatten. . . Mit Bier und Brot, mit Zucker und Fetten, mit viel und wenig Essen und Trinken kann man eben so gut dick wie dünn werden; es fragt sich nur, wie und wann.“ Die „Kur“, die man ihm zuschrieb, hat er „einen in jeder Beziehung raffinirten Betrug“ genannt. Alles umsonst: den lieben Feinden blieb er der Entfetter, der unwissenschaftliche Naturheilkünstler, der höchstens über Fettleibigkeit mitreden dürfe. Und da er sich gar entschloß, die Leitung des lichterfelder Kreiskrankenhauses zu übernehmen, brach das Ungewitter mit erneuter Wucht los. Man sollte meinen, der Arzt, der freiwillig den größten und werthvollsten Theil seiner internationalen Praxis opfert, um einer Idee zu leben, verdiene schon für so seltene Uneigennützigkeit Dank. Ist es nicht eine gute soziale That, daß Schweminger, der Jahrzehnte lang fast ausschließlich Potentaten, Fürsten, Millionäre behandelt hat, sich in einen besüßter Vorort setzt und, gegen ein Jahresentgelt, das er auf Konfiliarreisen in drei, vier Tagen bequem verdienen könnte, seine ganze Kraft zum Wohl kleiner Leute

auswendet, Arbeiter, Dienstmädchen, Kreisarme betreut? Die löbliche Absicht mindestens müßte man anerkennen. Nein. Wundärzte, die weder in Wissenschaft noch in Praxis je Remenswerthes geleistet haben, armsüßige Duzenddoctoren, die froh sein sollten, dem großen Arzt das Häuspern und Spucken abgucken zu dürfen, erdreisten sich, von oben herab den Mann zu schmähen, dessen Name vor fast dreißig Jahren schon von den ersten Vertretern wirklicher Wissenschaft rühmend genannt wurde und der in einer Niesenpraxis seitdem Erfolge hatte wie vor ihm kaum je ein anderer Arzt, — ihn wie einen elenden Stümper zu schmähen, als ständen sie hoch über ihm; und diese komischen Käuze finden unter Preßknechten willige Helfer. An Schweminger wenden sich der Sultan und der bayerische Prinzregent, Lord Rothschild und Fürst Bismarck in ihren Röhren; Bismarck, Krupp Vater und Sohn thaten Lustren lang nichts ohne seinen Rath; russische und amerikanische Goldkönige suchen ihn auf; Cecil Rhodes und Alfred Beit fahren von Johannesburg nach Europa, um sich von ihm behandeln zu lassen. Das sind nur ein paar Beispiele. Und dieser Arzt soll weniger wissen und können als jeder Normaldoctör, soll, von der Höhe armer Vorstadtwinzigkeiten gesehen, nicht fähig sein, einem Kreisfrankenhaus vorzustehen? Eigentlich, liebe Leute, ist Eure Schläuheit doch ein Wischen zu dumm.

Ueber Schwemingers Kunst und Wissenschaft (seine letzten, bei Köhbe in Berlin erschienenen Jahresberichte seien, mit ihrer Fülle anregender, vorwärts zeigender Gedanken, auch Laien empfohlen) mögen Sachverständige urtheilen. Sie werden neben dem reichlichen Licht gewiß auch Schatten finden; doch Mancher, der das Gedruckte vorher für wahr hielt, wird, vom Augenschein besser belehrt, nach der Heimkehr aus dem Kreisfrankenhaus vielleicht ungefähr wiederholen, was Emil Behring nach einem Besuch in Großlichterfelde schrieb: „Schweminger und ich sind in vielen Fragen wissenschaftliche Antipoden. Das hindert nicht meine Hochschätzung des hervortragenden, erfahrenen, um das Wohl seiner Kranken besorgten Arztes.“ Wer darf ihm, den ich von einem seiner bekanntesten berliner Kollegen den „Arzt von Gottes Gnaden“ nennen hörte, verargen, daß er selbst sich das Ziel setzen will? „Er ist nun einmal nicht gemacht, nach Anderen geschmeidig sich zu fügen und zu wenden; es geht ihm wider die Natur, er kanns nicht.“ In seinem kleinen Reich forbert er den Herrscherplaz; seine Theilung der Gewalt und Verantwortlichkeit: er, der Arzt und Pathologe, der den ganzen Menschen sieht, die Leistungsfähigkeit und Resistenzkraft dieses besonderen Menschen von Erfahrung wegen besser beurtheilen kann als der Messerspezialist, will im Rath der Kollegen allein entscheiden, wer operirt, wem Serum injizirt werden soll. Diese Doktorfragen hat der Laie nicht zu beantworten. Ich kann nur sagen: Schweminger lebt für sein Krankenhaus; ich habe ihn im Leidenszimmer Bismarcks nicht banger, nicht sorgloser gesehen als am Bett eines Tagelöhners, eines Fabrikmädchens, eines auf Kreislosten verpflegten Arbeiterkinds; unermülich ist er im Dienst dieser Armen, nicht um Haarsbreite unachtsamer, als er im Palast eines Milliardärs sein könnte; und nie sah ich in einem Spital so heitere Mienen, noch ich so wenig höllische Entwerger und Leichenhausnachbarschaft. Diesem Arzt ist um die Sache zu thun, nicht um Prestige oder Geschäft; und wo eine ganz echte, ganz starke Persönlichkeit treu einer heilig gehaltenen Sache dient, da kann selbst der plumpste, der frechste Fingerring redlichen Wirkens Spur nie mehr völlig vermissen.

W. D.